Ueber Alles die Pflicht.

Zweiter Band.

Ueber Alles die Pflicht.

Roman

von

Sophie Verena.

Zweiter Band.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Vierzehntes Kapitel.

Renatens Geschichte.

Die Trennung von meinem Vater war mir sehr schwer geworden; nur die Hoffnung, meine Mutter bald wiederzusehen, erleichterte mir den Abschied.

So gewahrte ich kaum, wie schnell der Weg von wenigen Stunden zurückgelegt war, als ich mich bereits an dem Orte befand, wo ich mit meiner guten Brigitte zusammentreffen sollte. Schon hatte diese in banger Sehnsucht mich erwartet. Bei meiner Ankunft eilte sie mir froh entgegen; aber ihre Freude mich wiederzusehen ward nicht wenig dadurch getrübt, daß sie mich blaß und mager geworden fand. Um so mehr dankte sie Gott, daß sie ihren Liebling wenigstens lebend aus diesem Sodom zurück erhalten.

Auch meine Mutter empfing mich mit großer Freude, und als ich, in ihren Armen ruhend, ihr zu-

flüsterte, es sei bei ihr doch am besten, ich hätte mich so nach ihr gesehnt, da leuchtete ein Strahl triumphirender Liebe in ihren Augen auf, und voll Wonne schien sie zu fühlen, daß sie doch die erste Stelle im Herzen ihres Kindes einnahm. Aber solche Momente waren nur selten; im Ganzen besaß der Charakter meiner Mutter zu viel Zurückhaltung, ihre Natur war zu still und zu verschieden von der meinen, welche nie genug der Liebe und Hingabe haben konnte, als daß ich nicht doch zuweilen mich weniger geliebt glaubte und die Sehnsucht nach der weichen, innigen Zärtlichkeit meines Vaters mich nicht von Neuem erfaßt hätte. Und nun nicht einmal von ihm sprechen zu sollen! nein, das vermochte ich nicht zu ertragen. War ich auch leider nach den Erfahrungen und den Schmerzen, die so früh mir zu Theil geworden, über mein Alter hinaus gereift, so gab es doch Punkte, in denen ich noch den vollen Anspruch hatte, ein Kind genannt zu werden und durchaus nicht älter als meine Jahre war. Meiner Mutter gegenüber vermochte ich mich zu beherrschen, und da sie nie eine Frage that, zeigte sie mir, daß ich von meinem Vater und dem Aufenthalte in seinem Hause nicht sprechen dürfe, aber Brigitte mußte mich anhören, es hätte mir das Herz er=

drückt, wenn ich nicht vom Papa und der kleinen, engelsüßen Celeste hätte reden sollen.

Anfangs hörte Brigitte nur widerstrebend und mit leisem Murren auf meine Erzählungen, indem sie unwirsch sagte: „Die fremden Leute gingen sie nichts an.“ Aber ich ließ mich nicht abschrecken, und als sie sah, daß ich viel ruhiger und froher wurde, sobald ich nur von dem sprechen durfte, was mich so sehr beschäftigte, zeigte die treue Seele mehr Interesse für meine Mittheilungen. Wie weit meine gute Brigitte an Herzenstact und wahrer Bildung über Fräulein Charlotte und selbst Frau Amélie stand, bewies sie dadurch, daß sie nie eine Frage nach meines Vaters zweiter Frau oder den Verhältnissen im Hause that.

Daß meine Mutter den herzlichsten Antheil, wenn nicht noch mehr für meinen Vater hegte, habe ich nie bezweifelt. Nicht nur daß sie zum großen Verdruß des Oheims die Hand eines sehr reichen, hochstehenden Mannes ausschlug, ich ersah es noch aus manchen anderen Kleinigkeiten, und ich war durch die Verhältnisse eine scharfe Beobachterin geworden. Wenn ich die großen Aufmerksamkeiten des Grafen F. für meine Mutter und seine fast väterliche Güte für mich auch wohl bemerkt und dankbar empfunden hatte, so war

es mir doch nie in den Sinn gekommen, auch sie könne noch einmal heirathen. Und innigen Dank ihr, daß sie es nicht gethan!

Ich befand mich eines Vormittages in meinem Stübchen, welches an die Zimmer meiner Mutter grenzte, als der Oheim zu ihr hineintrat und sehr erregt in seiner etwas derben Manier sagte:

„Welche Thorheit, Constanze, diese Partie auszuschlagen, den bravsten und reichsten Mann abzuweisen, der Deinem Kinde nicht nur eine sorgenfreie, sondern eine brillante Zukunft gesichert hätte, der ihm ein besserer Vater gewesen sein würde, als jener — jener" —

„Oheim! halt ein, bedenke Deine Worte!" rief meine Mutter auch erregt.

„Jener Mann, an dem, wie ich fest glaube, Dein Herz noch hängt. Du hast freilich schon einmal Dein edles Blut verleugnet, indem Du jenen Bürgerlichen wähltest, aber eine noch größere Schmach wäre es für die Tochter des berühmten, alten Grafengeschlechts, wenn Du ihn noch liebtest, der Dich so treulos verließ und schmählich vertrieb. Antworte mir, Constanze! Liebst Du ihn noch?" rief jetzt der Oheim in voller Empörung.

Sehr ruhig und kalt klang dagegen die Stimme meiner Mutter, indem sie stolz erwiderte:

„Ich glaube, weder über meine Gefühle noch über meine Handlungsweise einem Menschen in der Welt Rechenschaft schuldig zu sein, selbst Dir nicht, Oheim Stephan, der Du mir und meinem Kinde viel Gutes erwiesen. Solltest Du aber diese Wohlthaten so hoch anschlagen, daß Du denkest, durch sie meine persönliche Freiheit in irgend welcher Weise beeinträchtigen zu können, so ist es besser, ich verlasse Dein Haus."

„Aber, Constanze, wie Du gleich Alles auf die Spitze treibst!" rief der alte Herr erschreckt von dem Gedanken, sie könne wirklich gehen wollen. „Ich für mein Theil kann doch nur glücklich sein, wenn Du immer bei mir bleibst, denn ich möchte wissen, was das alte Schloß wäre ohne Dich und unsere Renate; doch gerade die wahre Liebe bekundet sich durch Selbstlosigkeit; Du weißt, daß ich mit dem besten Willen Deine und Deiner Tochter Zukunft nicht entfernt in der Weise sicher stellen kann, wie Graf F. es könnte und wollte; und weil er nebenbei ein echter Edelmann ist und Dich wahrhaft liebt, nur deshalb wünschte ich, Du möchtest ihn annehmen. Da Du nicht magst,

gut, so ist die Sache abgethan und es bleibt Alles beim Alten — nicht wahr, Constanze?"

Es sprach sich die größte Angst in den Worten und Mienen des lieben, alten Herrn aus, bis seine Nichte gerührt und besänftigt ihm die befriedigende Zusicherung gab und Beide wieder im besten Einvernehmen von einander schieden.

Als die Mutter in mein Zimmer trat, schien sie weder überrascht noch verlegen, mich dort zu finden, und obgleich ich kein Wort erwähnte, von dem, was ich gehört, so merkte sie doch wohl, daß ich Alles wußte, denn in meine Liebe zu ihr mischte sich fortan noch eine größere Hochachtung. Und das ganze Sein und Wesen der vortrefflichen Frau ward auch immer mehr geeignet, mir solche einzuflößen. Mit den fortschreitenden Jahren wurde sie immer edler und geläuterter; mochte es auch noch innen Stürme zu bekämpfen geben, nach außen hin trat immer mehr Klarheit und Milde an Stelle jener stolzen Ruhe und kalten Bitterkeit, die sich Anfangs in ihrem Benehmen geltend machten.

Mein Leben zu jener Zeit wäre im Vergleich zu manchen früheren Abschnitten desselben ein fast glückliches zu nennen gewesen, wenn nicht die Sehnsucht

nach meinem Vater unablässig an mir genagt hätte, eine Sehnsucht, welche durch seine Briefe, die zwar nicht regelmäßig, doch bald in längeren, dann wieder in kürzeren Zwischenräumen an mich gelangten, noch erhöht wurde. Die schwere Hand des Schicksals, welche lastend auf dem Leben eines Kindes geschiedener Eltern liegt, ließ wohl manchmal etwas nach in ihrem harten Druck, aber dennoch fühlte ich sie immer; der dunkle Schatten schwand niemals ganz aus meinem Dasein. —

Drei Jahre waren seit meinem ersten Besuche im Hause meines Vaters verflossen; eine Erneuerung desselben, die immer nach zwei Jahren erfolgen sollte, war zuerst durch eine längere, ansteckende Krankheit der kleinen Celeste, dann durch ein Unwohlsein meiner Mutter verhindert worden; und es war nun der Frühling zum dritten Male wiedergekehrt, als ich mich mit vor Freude klopfendem Herzen der alten lieben Heimath näherte. Alles, was ich damals gelitten, war vergessen, Alles untergegangen in dem heißen Sehnen nach meinem Vater, in der Vorfreude, die kleine Celeste wiederzusehen.

Sie war noch immer das reizende, engelschöne Kind, doch auf eine Weise verwöhnt und verzärtelt,

die jeden Unparteiischen empören mußte. Ihre erste Begrüßung gab gleich einen Beleg dafür und brachte mir die Vorahnung, daß die Leiden und Quälereien wahrscheinlich in noch schlimmerem Grade für mich beginnen würden. Als ich mich niederbeugte, das Schwesterchen zu umarmen, stieß mich das vierjährige Kind zurück und sagte ungnädig:

„Geh, ich mag mich nicht von Dir küssen lassen, Du bist häßlich.“

Obgleich der Ausspruch mich nicht angenehm berührte, so war ich doch noch zu jung, um schon tief dadurch verwundet zu werden, ja das Ganze kam mir eigentlich mehr komisch vor und fröhlich rief ich:

„Dafür bist Du desto schöner, kleine Celeste und Du darfst es die Schwester nicht entgelten lassen, daß sie nicht so hübsch ist wie Du.“

Nie vergesse ich den Blick meines Vaters, der auf mich fiel, er war leuchtend vor Liebe und Stolz, doch eben so schnell verfinsterte er sich, indem er streng zu seinem jüngsten Töchterchen sagte:

„Ich habe schon viel von Deinem Trotz und Deiner Ungezogenheit gehört, Celeste; daß sie so groß seien, wie ich so eben gesehen, hätte ich nie geglaubt. Aendert sich das nicht bald, werde ich Dich in eine

Pension schicken, in der Du strenger erzogen wirst. Ein hübsches Kind ist gar nichts werth, wenn es nicht zugleich artig und bescheiden ist, und ich wünschte, Du sähest aus wie Renate, wenn Du dafür nur halb so gut und liebenswürdig wärest wie sie."

Wenn die Kleine auch nicht ganz den Sinn der langen Rede verstehen mochte, so merkte sie doch, daß der Vater unwillig sei und sie tadle. Das war etwas so Unerhörtes, vielleicht noch nie Vorgekommenes in ihrem jungen Leben, daß sie in heftiges, eigensinniges Weinen ausbrach. Die Blicke, welche die tief beleidigte Mama und vor Allem Fräulein Charlotte mir darauf zusandten, zeigten klar, daß die alte Abneigung und Feindschaft gegen mich nicht erstorben war, und durch diesen kleinen, unglückseligen Vorfall — an dem natürlich nur ich die Schuld trug — neue Nahrung erhalten hatte.

Mein Vater bezeigte mir dieselbe Liebe und Zärtlichkeit wie früher, sonst aber fand ich ihn sehr verändert, selbst in seiner äußeren Erscheinung, die, wenn gleich noch immer stattlich und edel, doch zu frühzeitige Spuren des kommenden Alters verrieth; oder sollten Kummer und Sorge mehr als die Jahre die glatte Stirn gefurcht, und durch das reiche, dunkle Haar

Silberfäden gezogen haben? Seine Stimmung war oft ungleich, jene schöne Ruhe, welche trotz seines lebhaften, geweckten Geistes in seinem Wesen herrschte, schlug jetzt oft in Erregtheit oder düsteres Schweigen um; jene Harmonie fehlte, die meinen Vater früher zu einem der anziehendsten Männer gemacht hatte. Er war jetzt oft brillanter und witziger in seiner Unterhaltung als ehedem, doch diese sprühenden Funken, die gleich Raketen im Dunkel aufblitzten, entschädigten nicht für die sonnige Wärme, welche sonst sein Wesen ausströmte und Alle in seine Nähe zog.

O, wie Vieles schien mir in den Verhältnissen der Familie verändert; ja, ohne beobachten zu wollen, trat es mir immer ungesucht entgegen. Frau Amélie war eben so schön von Gesicht, wie früher, doch ihre Gestalt war noch viel stärker und sie dadurch nur bequemer und träger geworden. Sie vernachlässigte ihren Anzug oft in einer Weise, daß ich mehrere Male den Blitz des Unwillens in meines Vaters Augen zucken sah, dennoch schwieg er, und sie schien seinen Verdruß gar nicht zu bemerken, oder wenn es geschah, sich wenig darum zu kümmern.

Ob dem Vater wohl zuweilen wie mir unwillkürlich die Gestalt meiner Mutter in ihrer edlen

Würde und großen Sauberkeit neben dieser sich so vernachlässigenden Frau vor Augen trat? Mich konnte das reizende Gesicht jetzt nicht mehr für so viel Fehlendes entschädigen.

Neben diesen düsteren und unzufriedenen Stimmungen brach dann wieder die alte Zärtlichkeit gegen seine Frau hervor, welche jeden Beweis seiner Liebe mit ruhiger Sicherheit, als etwas ihr durchaus Gebührendes hinnahm, zuweilen selbst auf eine mir unangenehme Weise mit dem Vater scherzte und ihn liebkoste.

An jenem ersten Abend meiner Ankunft. als mein Papa mich selbst zur Erholung auf sein Sopha gelegt und sorglich zugedeckt hatte, hörte ich in dem Halbschlummer, der meine Sinne gefangen, ihn im Nebenzimmer zu seiner Frau sagen:

„Amélie, wie empörend ungezogen benahm sich Celeste zu meiner Renate, ich möchte fast vermuthen, man habe dem Kinde diese Unart eingeredet, denn daß sie aus eigenem Antriebe so herzlos wäre, würde ich kaum glauben."

„Wie kann man solcher Kleinigkeit, den Worten eines vierjährigen Kindes dieses Gewicht beilegen!" erwiderte Frau Amélie beschwichtigend, da sie merkte,

dies sei ein Punkt, den mein Vater sehr ernst nahm. „Und überdies mußt Du gestehen, Otto, Renate hat sich nicht zum Vortheil verändert.“

„Ich glaubte selbst, sie würde hübscher werden, damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß sie nicht einst ein sehr interessantes Mädchen wird, und nebenbei giebt es doch Celesten keinen Grund, unfreundlich und herzlos zu sein.“

„Das Kind besitzt nun einmal einen so großen Schönheitssinn, es kann häßliche Menschen nicht leiden.“

„Und steht doch mit Deiner Schwester so gut; aber ich merke, weshalb, weil diese ihr in jeder Hinsicht den Willen thut und zwar in einer Weise, die mir Gemüth und Herz meines Kindes zu gefährden scheint. Ich werde von jetzt an ein wachsameres Auge auf Celeste haben, und bestätigt sich mein trauriger Verdacht, so muß Charlotte unser Haus verlassen, denn an eine Aenderung dieses Charakters glaube ich nicht mehr.“

„Otto!“ rief Frau Amélie fast drohend, „sprich nicht noch einmal davon, meine Schwester zu verstoßen; bedenke, es war eine meiner Bedingungen, sie stets an meiner Seite zu behalten, und Du hast mir Dein Wort darauf gegeben. Das Wort eines Man-

nes gilt als Schwur, oder solltest Du niemals Gelübde halten können?"

Herzlose Frau, die da wagte, dem Manne, dessen fleckenloses Leben nur die eine dunkle Stelle aufweisen konnte, schwach gegen sie gewesen zu sein, sie zu sehr geliebt zu haben, diese Worte zu sagen. Noch jetzt nach Jahren, wo ich dies Alles niederschreibe, schaudere ich, wenn ich an eine solche Grausamkeit denke. Mir war damals, als hätte ich sehen müssen, wie mein Vater erbleichte. Seine Stimme klang bitter und kalt, als er erwiderte:

„Gerade Du, Amélie, hast wohl das wenigste Recht, mir diesen Vorwurf zu machen, von Dir würde ich ihn nie erwartet haben — aber freilich, es ist ja so Vieles über mich gekommen, was ich nie vermuthete."

Fest und stolz ging er von dannen, und sie that nichts, ihn zurückzuhalten.

Ja, Vieles war in dieser Ehe, im ganzen Hause anders geworden, nur Fräulein Charlotte war dieselbe geblieben, die Plage, der Schrecken der ganzen Dienerschaft, selbst aller derer, die in einer untergeordneten Beziehung zur Familie standen. Gegen mich verfuhr sie in der alten Weise, in Gegenwart meines Vaters

trat sie mir nicht zu nahe, aber im Geheimen hatte sie ihre Fäden geschickt geknüpft, und that Alles, mich zu kränken. Ich hatte wohl kaum erwartet, daß es anders kommen werde und fühlte mich deshalb nicht so überrascht; doch auf das Schmerzlichste berührte mich Celestens andauernde Unfreundlichkeit, welche durch keine Liebesbeweise meinerseits zu besiegen war. Daß auch dies Fräulein Charlottens Werk, war klar, aber es that mir zu weh; denn trotz Allem hing mein Herz an der kleinen, reizenden Schwester, ich hatte mich zu sehr auf unser Beisammensein gefreut, so daß ich es gar nicht überwinden konnte, wie sie so gram und böse gegen mich war. Man mußte ihr schlimme Dinge von mir erzählt haben, um sie so gegen mich einzunehmen, und mehr als einmal sagte das Kind mit einem Gesichtsausdruck, den in dem süßen Antlitz zu sehen mir weh that:

„Bilde Du Dir nur gar nicht ein, daß der Papa Dich lieber hat, als mich, oder daß Du mich verdrängen könntest, mich liebt er doch am meisten.“

Wußte ich auch, daß die Kleine nur nachsprach, was man ihr vorgesagt, so machten mich solche gehässigen Bemerkungen doch stets sehr traurig; und der zweite Besuch im Hause meines Vaters brachte

mir viel mehr Kummer als der erste, bei dem ich mich schon so unglücklich fühlte; denn diesmal trafen mich die Kränkungen härter, weil sie mir durch meine kleine geliebte Schwester zugefügt wurden. Auch daß mein Vater nicht mehr glücklich war, ging mir tief zu Herzen, und doch durfte ich ihn nicht zu trösten wagen, durfte ihm nicht einmal zeigen, ich ahne etwas von seinem Leide. Es herrschte eine Schwüle zu jener Zeit im Hause, wie in der Natur vor dem Ausbruche eines Gewitters — und der Sturm brach los.

Es war im Zwielicht am Ende eines Tages, der mir besonders trübe und qualvoll aus der ganzen schweren Zeit erschien, als ich im Wohnzimmer am Fenster saß. Mein Vater war den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen, und Fräulein Charlotte und Celeste hatten dies gut benutzt, mich zu peinigen, mich immer von Neuem zu erbittern und zu verwunden. Das kleine Mädchen kam mir trotz seiner Schönheit an dem Tage wie ein Kobold vor, und zum ersten Male fühlte ich eine heiße, wallende Regung des Zornes gegen sie aufsteigen, welche die frühere Liebe verdrängen wollte. Celeste hatte mich auf Tritt und Schritt mit naseweisen Fragen und boshaften Neckereien verfolgt, vom Hause in den Garten und wieder zurück; wollte ich

lesen oder lernen, ließ sie mir keine Ruhe mit tobendem Lärm, kurzum ich kam mir wie ein abgehetztes, müdes Wild vor, als ich so still im Wohnzimmer in der Fensternische saß und am liebsten recht bitterlich geweint hätte, wenn ich nicht zu stolz gewesen, zu zeigen, wie elend ich sei. Plötzlich kam Celeste wieder herangeschlichen und indem sie bei mir stehen blieb, sagte sie:

„Du bist ja so traurig, Renate, Du denkst wohl an Deine Mutter? Meine Mama ist doch viel schöner und besser, darum hat sie die Deine auch aus Papa's Herzen verdrängt. Ihr mußtet fort von hier und lebt nun von Almosen, während wir hier im Hause sind.“

Mich erfaßte ein unbändiger Zorn, mehr vielleicht als ein schon älteres, vernünftiges Mädchen bei dem Geschwätz solchen Kindes, das überdies nur nachsprach, was man ihm vorerzählt, empfinden sollte; doch es war dies der Tropfen, welcher den Becher überlaufen ließ; ich war nicht mehr Herr meiner selbst.

„Natter, kleine giftige Natter!“ rief ich heftig, indem ich Celeste, die höhnisch zu mir aufsah, von mir stieß. Sie glitt auf dem glatten Parquet aus und fiel gegen eine Stuhlkante. Einem furchtbaren Schrei, ob von ihr oder mir herrührend, weiß ich nicht,

folgte Todesstille. Bleich und regungslos, wobei das Blut über ihr weißes Gesichtchen rieselte, lag die kleine Schwester am Boden.

Fräulein Charlotte, Celestens Mutter, die Dienerschaft stürzten herbei.

„Mörderin! Du hast das Kind getödtet!" das waren die ersten Worte, welche an mein Ohr schlugen, in meine Seele drangen, mein geistiges und körperliches Sein fast lähmend, denn sprachlos stand ich dabei, als Fräulein Charlottens giftige Zunge eine Fluth von Vorwürfen, Lügen und Anklagen über mich ausströmte.

„Du hast das Engelchen immer gehaßt, trotz Deiner Liebesbeweise, sie war Dir ein Dorn im Auge; mehr als einmal habe ich gehört, wie Du ihr drohtest, und zu schweigen riethest, wenn sie Dich ganz harmlos neckte, oder es thue nicht gut. Jetzt, in Deiner maßlosen Heftigkeit hast Du sie von Dir geschleudert, ich sah und hörte ja Alles im Nebenzimmer — nun freue Dich, jetzt ist Dein Ziel erreicht, sie ist Dir nicht mehr im Wege, aber Du hast einen Mord auf Deiner Seele!"

„Charlotte, erwägen Sie Ihre Worte besser!" rief mein Vater, der in der allgemeinen Verwirrung

unbemerkt eingetreten. „Wer wagt es, meine Tochter Renate der geringsten Grausamkeit zu zeihen?“

„Mag sie sich doch vertheidigen!“

„Rede, mein Kind. Bist Du schuld an jenem Unfall, hast Du Celeste im Zorn von Dir gestoßen?“

„Ja — Vater!“

Den Blick vergesse ich nie, der mich aus seinen Augen traf, so voll trauervoller Liebe; trotz der Anklage doch noch der Blick eines Vaters.

„Nein, Excellenz, Fräulein Renate ist ohne Schuld, kein vernünftiger Mensch wird ihr anrechnen, was geschah, man hat sie gereizt und gequält auf eine Weise, die einen Engel in Zorn bringen müßte. Ich war im Nebenzimmer und kann Alles wahrheitsgetreu berichten.“

Diese Worte sprach der Diener meines Vaters und mit voller Ruhe trat er vor ihn hin.

„Ich muß reden, Excellenz, es wäre feige, länger zu schweigen.“

Mein Vater ließ seine klugen, mächtigen Augen im Kreise umherschweifen, an Fräulein Charlottens Erbleichen sah er, daß der Diener Wahrheit enthaltende Entdeckungen zu machen habe, und zur Bekräf-

tigung von dessen Aussage trat das Kammermädchen auch noch herzu und sagte schüchtern:

„Ja, Excellenz, auch ich will sprechen und sollte es mich meinen Dienst kosten — aber ich kann es nicht länger ruhig mit ansehen, wie Fräulein Renate behandelt wird und Alles so geduldig erträgt."

„Ich werde Sie Beide auf mein Zimmer rufen lassen und anhören. Jedem soll Gerechtigkeit werden."

Auf dem Schooße ihrer Mutter war Celeste während dessen wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht, und der herbeigerufene Arzt erklärte die kleine Wunde an der Stirn für ganz ungefährlich.

Da kam wieder Leben in mich, die ich bis jetzt wie erstarrt dagestanden. Mit dem Jubelschrei: „Vater, ich habe sie nicht getödtet, ihr kein Leids gethan — o nun laß Alles gut sein, nun schilt Niemand meinetwegen!" stürzte ich mich in meines Vaters Arme, und dann schwand mein Bewußtsein.

„Hier scheint mir mehr Gefahr, als dort!"

Die Worte des Arztes hörte ich noch wie aus nebelhafter Ferne, darauf war Alles still und dunkel um mich, in mir. Als ich erwachte — zum vollen Bewußtsein kann ich es kaum nennen, denn klare Momente wechselten mit heißen, wirren Fiebergebilden —

sah ich an meinem Bette meinen Vater sitzen, der mein Zurückkehren zum Leben mit einem Freudenrufe und einer Fülle von Liebesworten begrüßte. Dazwischen wurden Anklagen laut, daß er mich, sein Theuerstes, sein schuldloses Lamm der Grausamkeit jener herzlosen Menschen überlassen. Ob er seine eigene Frau unter diese zählte, kann ich nicht sagen, möchte es auch nicht glauben, da Frau Amélie selten thätig eingegriffen, nur nicht hinderte, was mir geschah; und von Vielem hatte sie auch keine Ahnung. Der Arzt, welcher hinzutrat, empfahl meinem Vater Schweigen, da nur Ruhe und Stille die große Aufregung meiner Nerven beschwichtigen könne, welche durch all die vorhergehenden Gemüthsbewegungen und nun durch den furchtbaren Schreck über Celestens Unfall bis zum höchsten Grade gereizt und angegriffen waren. Aber alle Vorsichtsmaßregeln vermochten nicht das nervöse, hitzige Fieber abzuwenden, welches mich ergriff und, wie ich später hörte, an den Rand des Grabes führte. Die treue Nannette, des Gärtners Frau, übernahm im Vereine mit meinem Vater meine Wartung und Pflege und diese ebenso gütige als pflichttreue Behandlung wurde von meiner Jugendkraft so wirksam unterstützt, daß ich wieder genas

und schneller als man erwartet, mich erholte. Mit welcher aufopfernden Güte und Zärtlichkeit mein Vater mich umgab, das fühlte ich oft durch die Fieberphantasieen hindurch; seine weiche, kühle Hand auf meiner brennenden Stirn schaffte mir meist wohlthätige Ruhe; und später erzählte mir auch Nannette unter Thränen, was er um mich gelitten.

Daß die Zeit, da der Arzt mit bangem Zweifel dem Ausgang der Krankheit entgegensah, mit die schwersten Tage in seinem Leben gewesen, gestand mir der Vater später einmal selbst ein. Der Gedanke, wie er meiner Mutter gegenübertreten solle, wenn ihr in seinem Hause ihr einziges Glück geraubt worden wäre — und theilweise doch durch seine Schuld, da er nicht genug auf mich geachtet — habe ihn fast um den Verstand gebracht. Auch die stets wiederkehrende Frage, ob er nicht doch die Mutter an das Lager ihrer vielleicht sterbenden Tochter rufen müsse, habe ihm keine Ruhe gelassen, und doch sei dies wieder fast unmöglich gewesen; zu welchen Scenen und Conflicten hätte es führen können, was hätte die Mutter fühlen müssen, wenn sie dies Haus von Neuem betreten.

„An sie, nur an sie dachte ich, nur ihr Leid zu

ersparen wünschte ich, Renate, ich meinerseits würde die Stunde gesegnet haben, da sie kam, meine Angst und Sorge um Dich mit mir zu theilen. Wollte Gott, es wäre nie dahingekommen, daß unsere Wege sich getrennt!"

Dieser Ausruf schien meinem Vater unbewußt entschlüpft zu sein und ich war tactvoll genug, ihn nicht weiter zu beachten.

Das Letzterwähnte sagte er mir erst nach einigen Jahren, als einmal wieder auf meine Krankheit die Rede kam. Damals, als ich in der Genesung begriffen, ihm wiedergeschenkt war, hatte sein Herz keinen Raum für eine Klage, da war nur Glück, dankbare Freude darin. Die Zeit meiner Genesung war eigentlich eine sehr glückliche, es waren schöne Tage, da ich so viel mit meinem Vater allein beisammen sein konnte und im Kleinsten seine Liebe und Fürsorge fühlte.

Weder Frau Amélie und ihre Schwester, noch Celeste hatte ich die ganze Zeit über gesehen, Nannette sagte mir, der Vater selbst habe die Thür für jeden Anderen, als für sie und den Arzt geschlossen. Wahrscheinlich fürchtete er, der Anblick derer, die mir so oft wehe gethan, könne mich von Neuem schmerzlich

aufregen. In dieser Befürchtung ging er zu weit, denn wenn ich auch heftig und leidenschaftlich war, und diese Fehler durch die beiden Besuche in seinem Hause mehr herausgebildet wurden, so lag doch nicht eine Spur von Nachtragen in meinem Charakter. Ich sehnte mich sogar nach der kleinen Schwester, doch der Vater schlug mir die Bitte ab, sie zu mir zu bringen; es war der einzige Wunsch, den er mir nicht erfüllte. „Celeste ist noch nicht werth, Dich zu sehen, sie muß erst ordentlich bereuen, was sie Dir gethan. Mit jener Anderen, welche die Triebfeder zu Allem war, mag Gott rechten, sie hat noch mehr auf ihrem Gewissen, aber der Tag des Gerichtes wird auch für sie nicht ausbleiben.“

Durch mein häufiges Zusammensein mit meinem Vater kam es diesmal auch dahin, daß er die Briefe meiner Mutter las; den einen mußte er mir selbst vorlesen, weil ich noch zu schwach dazu war und doch so gern wissen mochte, was die Theure schrieb. Mir war, als zittere seine Stimme bei den lieben, innigen Worten, besonders bei der Ermahnung meiner Mutter, recht gut und liebenswürdig zu sein, höflich und artig gegen Jeden im Hause, damit meine Gegenwart meinem Vater auch eine wirkliche Freude ge-

währe. Ja, ich sah es wohl, daß eine Thräne in seinem Auge glänzte, und daß er leise und verstohlen seine Lippen auf den Namen „Constanze“ drückte. Es war gewiß nur natürlich, daß wir viel mehr als das erste Mal von meinem Leben daheim und von Mama sprachen, und ich erzählte mit der größten Unbefangenheit von Allem, da mein Vater nie eine tactlose Frage that; die Mutter hätte Alles, was ich gesagt, hören können. Mir war in diesen goldenen Tagen stets, als ob sie nahe bei uns sei, und im Geiste war sie es. Meine Briefe an sie waren immer nur kurz gewesen; durfte ich nicht einmal von dem Aufenthalt im Hause des Vaters mit ihr sprechen, konnte ich noch weniger darüber schreiben; und da ich an demselben Tage, als ich krank wurde, erst an sie geschrieben, schien es ihr weiter nicht aufzufallen, daß eine längere Pause eintrat, bis ich, wieder genesen, ihr den Tag meiner Zurückkunft meldete.

„Wann werde ich Dich wiedersehen, meine Tochter?“ sagte mein Vater trübe. „Hierher kommst Du nicht mehr, dieses Glückes bin ich verlustig gegangen und verzichte selbst darauf, denn ich habe doch nicht so meine Pflicht erfüllt, wie ich es gesollt.“

Der Schmerz, den ich stets empfand, wenn mein

Vater sich anklagte, ließ ihn bald von dem Thema schweigen.

Am Morgen meiner Abreise kam Frau Amélie auf mein Zimmer; sie war sichtlich bewegt und herzlicher als je gegen mich; denn böse war sie nicht, wie hätte mein vortrefflicher Vater auch einen schlechten Charakter zu lieben vermocht. Ihre Freude über meine Genesung zeigte sich warm und aufrichtig. Auch Celeste brachte mir einen auserlesenen Blumenstrauß und von den strengen Blicken des Vaters geleitet, bat sie mich um Verzeihung für ihre Unarten gegen mich. Doch geschah es mit unfreundlichem Wesen und nur widerstrebend, und meiner innigen Liebe antwortete keine Stimme im Herzen meiner Schwester. Fräulein Charlotte hatte diese nie aufkommen lassen. Die Letztere sah ich gar nicht und hörte später, daß sie von dem Tage des Unfalles auf längere Zeit das Haus verlassen, in dem Alle, wie von einer Last befreit, aufathmeten.

Da es meiner Mutter nicht verborgen werden konnte, daß ich krank gewesen sei, selbst mein Aeußeres hätte wohl davon erzählt, besonders durch das überraschende Wachsen meiner Gestalt, so schien es der Vater für das Beste zu halten, der Mutter wahr-

heitsgetreu den Hergang mitzutheilen. Später habe ich den Brief gelesen und bewahre ihn noch als ein theures Vermächtniß, welches wieder von Neuem Kunde giebt von der wahrhaft edlen Gesinnung und Herzensgüte meines vielgeliebten Vaters Die Worte des Schlusses rührten mich zu Thränen: „Daß ich ferner des Glückes entbehren muß, Renate in meinem Hause zu haben, betrachte ich nun als eine gerechte Strafe für die Schuld, von der ich mich nicht freisprechen kann, nicht so über sie gewacht zu haben, daß ihr auch nicht das geringste Leid nahe trat. Dennoch bitte ich die Mutter meines Kindes, gütig und großmüthig zu sein, und mir nicht ganz den gesegneten Anblick meiner Tochter zu entziehen. Vielleicht, daß ich nach den bestimmten zwei Jahren mit ihr an einem dritten Orte zusammentreffen darf. Der innig liebende und tiefbetrübte Vater legt diese seine Bitte an das Herz der Mutter, es wird verzeihend und gütig sein, es wird Verständniß haben für das Sehnen nach seinem Kinde, und das Gefühl wird ein milderer Richter sein, als die kalte Gerechtigkeit.“

Ich hatte diesen Brief wortlos auf den Tisch meiner Mutter gelegt, daß sie ihn fände, wenn sie allein sei. Als ich nach langer Zeit wiederkehrte,

hielt sie das offene Schreiben noch in ihrer Hand, ihre Augen waren von Thränen feucht und eine unendliche Milde und Weichheit lagen in ihrem Wesen, es war wieder jene Stimmung, die selten bei ihr sichtbar wurde, dann aber etwas Unwiderstehliches hatte. Sie nahm mich in ihre Arme und dankte Gott mit Thränen, daß er mich ihr erhalten; und als sie von meiner Krankheit sprach, da wagte ich zum ersten Male frei und offen von meinem Vater zu reden, indem ich ihr seine Liebe und Sorgsamkeit für mich schilderte. Sie lauschte still, fast andächtig; was in ihrem Herzen vorging, wer konnte es ergründen, doch hörte ich sie leise flüstern: „Segne Gott ihn dafür!"

Es schien, als wenn die Mutter mit diesem Segensspruche sich all der Bitterkeit und des Grolles welche gegen meinen Vater in ihrem Herzen gelebt, entlastet hatte; denn wenngleich mit dieser Unterredung wieder alles Sprechen über das Vaterhaus und über Papa selbst beendet war, so verlor doch ihr ganzes Wesen jenen Ausdruck von kalter Strenge und tiefem Gekränktsein, und immer mehr Milde und Weichheit, eine Art Vergeben, wenn auch nicht in Worten ausgesprochen, traten an die Stelle.

Je älter und reifer ich wurde, desto klarer ver-

mochte ich einzusehen, wie brave und vortreffliche Eltern ich besaß, trotzdem sie mir den größten Schmerz zugefügt hatten, der ein Kind treffen kann, und jemehr dieser richtige Einblick in ihre Charaktere sich mir erschloß, desto mehr auch mußte ich beweinen, daß wir getrennt von einander lebten. Ich bin noch heute fest überzeugt, daß ohne die Dazwischenkunft der Frau Amélie, ohne die schlau ausgeworfenen Netze ihrer intriganten Schwester, die kleinen Zerwürfnisse und Meinungsverschiedenheiten zwischen meinen Eltern sich ausgeglichen hätten, daß nach und nach alles Störende geebnet, und die Ehe wieder eine glückliche und friedliche geworden wäre. Erst als mein Vater, zurückgeschreckt durch die Ruhe und Kälte seiner Frau, von einer Anderen die Innigkeit und Zärtlichkeit sich ihm entgegentragen sah, deren sein warmes Herz bedurfte, empfand er doppelt den Mangel, welchen er litt; erst als meine Mutter sich vernachlässigt fühlte, bildete sich mehr und mehr jener Stolz, jene abweisende Strenge aus, welche schon etwas in ihrer Natur lagen, und die Kluft riß immer weiter. Wahrscheinlich wäre es ihr doch noch gelungen, den Gatten aus den Fesseln zu retten, in die seine blinde Leidenschaft ihn geschmiedet; aber sie that nicht nur keinen

Schritt des Entgegenkommens, sie ergriff nicht einmal die Hand, welche der Sinkende nach ihr ausstreckte, um sich daran wieder emporzurichten.

Beide hatten gefehlt, Beide aber auch schwer und tief dafür gelitten.

Die Jahre gingen dahin; ich wuchs heran zur Jungfrau. In dem Hause meines Vaters war ich nicht wieder gewesen, doch hatte meine Mutter mir gestattet, mit ihm einige Wochen in einem kleinen nahegelegenen Badeorte zuzubringen; es waren schöne Tage, durch keine Trübsal, keine Ränke Anderer gestört, nur von dem Kummer überschattet, daß meine Mutter diese glückselige Zeit nicht mit uns theilen konnte. Ich bin überzeugt, auch der Vater wünschte sie herbei, sehnte sich schmerzlich, sie noch einmal zu sehen, zu sprechen. Wie oft sah ich ihn das kleine Bild von ihr, welches mich stets begleitete, betrachten, und wie lag dann in seinen Augen ein Blick — doch ich will diesen Blick nicht deuten, nicht zu ergründen suchen, welcher Art seine Gefühle für meine Mutter waren. Daß seine Hochachtung für sie in den fortschreitenden Jahren immer gewachsen war, das kann ich dreist behaupten.

In unserem Beisammensein zu Zweien in dem

kleinen, stillen Badeorte, in welchem Niemand uns kannte und wir ohne mitgebrachte Dienerschaft lebten, in diesem durch nichts gestörten Verkehr, trat mein ganzes Sein und Wesen so recht klar und deutlich zu Tage; überhaupt hatte wohl kein anderer Mensch so tiefe Einblicke in meine Seele gethan, wie mein Vater; und wenngleich er hier und dort in meinem Charakter auf mancherlei kleine Schwächen und Eigenthümlichkeiten stieß, deren Schädlichkeit er mir darlegte, so sagte er andererseits oft mit glücklichem Stolz:

„Renate, Du bist von der Natur geistig sehr günstig ausgestattet, und Deine Mutter hat Dir eine vortreffliche Erziehung geben lassen, mehr noch, sie hat Dich Dinge gelehrt und Anlagen in Dir entwickelt, welche so herauszubilden nur einer edlen Weiblichkeit, einer guten Mutter gelingt. Was sind alle Kenntnisse, alle Talente, so hoch ich sie stelle, wenn jene Herzensbildung, jener feine Tact, und vor Allem jener häusliche Sinn fehlt, der das bescheidenste Daheim anmuthig machen kann und der höchste Vorzug der Frau ist. Du bist nicht schön, Renate, Mancher wird Dich kaum hübsch nennen und dennoch hast Du viel in Dir, einen Mann zu beglücken, der

Genius eines Hauses zu werden. Und Vieles von dem verdankst Du der klugen Leitung Deiner Mutter."

Wenn mein Vater mich und durch mich die Mutter so gelobt hatte, dann umdüsterte sich wohl zuweilen sein Blick, und ein leiser Seufzer entstieg ihm, wie mir ahnte, beim Denken an die kleine Celeste, deren Erziehung, wie ich gehört, verfehlt und vernachlässigt wurde. Der Vater hatte sie schon einmal in eine Pension geschickt, doch dadurch waren Mutter und Kind so unglücklich geworden, daß er sie zurücknehmen mußte; Celeste und Frau Amélie waren nun einmal die schwachen Stellen in dem sonst so kräftigen und klaren Charakter. Daß mein Vater durch seine jetzt regelmäßig mit den meinen gewechselten Briefe sehr viel zu meiner Bildung und Veredlung beigetragen, wollte er in seiner Bescheidenheit nicht zugeben.

„Ich habe Dir nicht viel Gutes thun können, mein armes, armes Kind, und Segen genug ist es, daß Du mir trotzdem Deine Liebe erhalten hast," sagte er zuweilen trübe. —

Bei meiner Einsegnung, welche gerade an dem Tage erfolgte, als ich mein sechszehntes Jahr beschlossen, fühlte ich besonders schmerzlich, daß mein

Vater nicht an meiner Seite stand, und mir nur durch die Ferne seinen Segen ertheilen konnte. Meine Mutter in ihrer sich immer mehr läuternden Gesinnung, ihrer sich stärker ausprägenden Milde hätte wohl kaum einen Einwand erhoben, mit ihm zusammenzutreffen, aber mein Großonkel wäre durch nichts zu bewegen gewesen, dazu seine Einwilligung zu ertheilen. So viel nachgiebiger und weicher der vortreffliche, alte Herr durch unser Zusammenleben geworden, in Hinsicht auf meines Vaters Handlungsweise blieb er starr und unerbittlich, sie war mit seinen Begriffen von Pflicht und Ehre zu unvereinbar; und von dem heißen Wogen der Leidenschaft hatte er, wie ich glaube, selbst in seiner Jugend keine Ahnung gehabt. Ob er eine unerfüllte Liebe betrauert, ob nie eines Weibes Herz das seine gerührt, ist mir nicht bekannt geworden, nur daß er trotz aller Vorstellungen der Familie unvermählt blieb, und still und ruhig durch sein für Viele segensvolles Leben ging, hatte ich ja Jahre lang vor Augen gehabt. Sein sonst gütiges Herz fand für meinen Vater kein Vergeben; seine Vorliebe für den bürgerlichen Mann, der einen Fleck in den alten Stammbaum brachte,

war nie groß gewesen, und so konnte ich nimmer auf eine Milderung seines harten Urtheiles hoffen.

Die Thränen, welche ich an dem feierlichen Tage meiner Einsegnung weinte, galten nicht nur der heiligen Handlung, obwohl sie mich tief ergriff und mein Herz erfüllte — sie wurden auch von Neuem durch das schwere Schicksal hervorgerufen, welches so frühzeitig mein Theil geworden. Den Schmerz über einen Gestorbenen überwindet man nach und nach; den noch Lebenden verloren zu haben, ist schwerer. Ich möchte kaum glauben, daß, wenn ich an jenem Tage als vaterlose Waise dagestanden, nachdem ich in so zarter Kindheit, als die Scheidung der Eltern erfolgte, meinen Vater verloren, ich ihn noch so schmerzlich vermißt hätte. Die vom Tode geschlagene Wunde heilt endlich, man sieht eine höhere Macht darin, ordnet sich der unabwendbaren Fügung unter; doch die Wunde, welche Menschenhand durch Trotz und Leidenschaft dem Herzen schlug, verharscht schwerer, und immer von Neuem gießt der Gedanke Bitterkeit hinein: „Es brauchte ja nicht zu sein, weshalb geschah es! — O, wie glücklich hätten wir ohne dies sein können!" —

In meiner Brust regten sich jetzt oft Ahnungen

von Glück; süße Träume erstiegen, wie sie wohl jedem jungen Menschenherzen entsprießen, denn das Wogen und Drängen des Frühlinges, das Keimen und Knospen der Natur bricht sich zur Lenzeszeit Bahn, selbst wenn nicht immer Sonnenschein und milde Luft das Blühen wach rufen. Ich hatte stets das Gefühl, als müsse bald ein besonderes Glück, schön und wundersam für mich hereinbrechen, und träumte den Traum, den wohl jedes erwachende Herz träumt; ach, und ich ahnte nicht, daß über diese sonnige, fremdartig schöne Zeit sich bald ein schwarzer Trauerflor breiten sollte, und die kalte Hand der Wirklichkeit alle zauberischen Phantasiegebilde zerstören würde.

Ohne je gekränkelt zu haben, wurde meine Mutter im Herbste desselben Jahres, in das meine Einsegnung gefallen, plötzlich von einer Krankheit ergriffen, die einen so bedenklichen Verlauf nahm, daß der Arzt auf meine Frage nach Wahrheit, mir zugestand, nach allen Berechnungen und Erfahrungen der ärztlichen Kunst und Wissenschaft sei hier ein tödtlicher Ausgang zu erwarten, wenngleich Niemand das Leben absprechen könne, so lange noch Athem in dem Kranken sei.

Ich wußte genug, der Nachsatz vermochte mich nicht zu trösten, nicht zu täuschen; ich hatte die Wahrheit verlangt, nun durfte ich nicht zagend zurückbeben oder den harten Schlag meine Kräfte lähmen lassen, ich mußte handeln. Fest und heilig hatte ich meinem Vater gelobt, wenn es in meiner Macht stände und er für den Ruf erreichbar wäre, ihn an das Sterbebett meiner Mutter zu entbieten, und ich mußte mein Wort halten. Ich bat den Oheim nicht um die Erlaubniß dazu, ich würde in diesem Falle auch ohne dieselbe gehandelt haben; ich theilte ihm einfach mit, daß ich meinem Vater geschrieben und ihn stündlich am Sterbelager meiner Mutter erwarten könne. Es muß etwas in meinem Wesen gelegen haben, das jeden Widerspruch oder Vorwurf unmöglich machte, wenigstens erhob der Onkel ihn nicht und sagte nur sehr ernst:

„Renate, sorge, daß Deine Mutter es nicht übel deute, wenn sie mich in den Stunden nicht in ihrem Zimmer sieht, ein Zusammentreffen mit ihm ginge über meine Kräfte.“

Die Mutter bereitete ich nicht eher vor, als bis ich von des Vaters Ankunft fest überzeugt war. Wozu sollte ich Hoffnungen erwecken, die sich vielleicht nicht

erfüllen ließen. Wenn der Vater sich mit dem Fürsten auf einer Reise befände, so konnte mein Brief ihn wohl erst erreichen, wenn es zu spät war. Und daß es bei meiner Mutter keiner Ueberredung bedürfe, sie zu diesem letzten Sehen zu bestimmen, daß sie es sogar herbeiwünschte, wenngleich die Lippen es nicht aussprachen, das wußte ich, denn ich verstand nachgerade mit jenem dem Weibe eigenen Instinct das Frauenherz in seinen stillen Tiefen zu lesen und zu deuten.

Als ich einen Wagen über die Zugbrücke rollen hörte, und ein Diener mir leise winkte, wußte ich, daß mein Vater gekommen sei. Ich ging zu ihm, der, von seiner tiefen Erschütterung übermannt, bleich und sprachlos in einen Sessel gesunken war. Als er sich gefaßt, trat ich zurück in das Krankenzimmer, mich mit den Worten dem Lager nähernd:

„Liebe Mutter, mein Vater ist da, darf ich ihn zu Dir führen?"

O, ich wünschte, er hätte den Sonnenglanz sehen können, der über das blasse, matte Antlitz der theuren Kranken sich ergoß, es verklärend und ihm einen Hauch der rosigen Frische und Jugend verleihend, den es schon ganz verloren — aber konnte er das

Leuchten der ewig unvergänglichen Liebe nicht sehen, welche bestanden in allem Kampf und Schmerz, die Worte, den Klang der Stimme vermochte er doch zu hören, und in ihnen lag das beste Willkommen.

„Dein Vater — mein Otto — ach, das ist gut, sehr gut — führe ihn gleich her, Renate!"

Er knieete schon an ihrem Bett, seine heißen Thränen fielen auf die schöne, bleiche Hand, die er für ewig treu und fest zu halten einst am Altar gelobt.

O, dieses Wiedersehen, wo fände die Sprache Worte dieses herzerschütternde Wiedersehen zu schildern! Ich wollte mich leise zurückziehen, um die beiden Herzen, welche überflossen in Reue und Liebe, in dieser geweihten Stunde nicht zu stören, aber meine Mutter winkte mir zu, im Zimmer zu bleiben, sie schien zu wünschen, ihr Kind solle hören, was zwischen seinen Eltern gesprochen wurde.

Ganz überwältigt, wie gebrochen knieete mein Vater noch immer an dem Lager, er hatte das Haupt tief gesenkt, als wage er nicht, es zu erheben. Die Mutter fand zuerst ihre Fassung wieder, und hold und süß klang die Stimme, als sie sagte:

„Gott sei gedankt, daß Du hier bist, Otto, ich

wußte es ja, daß Du kommen würdest, daß Du mich nicht sterben ließest, ohne mich noch einmal zu sehen. Jetzt wird mir das Scheiden viel leichter werden, nun ich Dich noch um Verzeihung bitten kann für Manches, was ich Dir gethan."

„Du mich — Du mich um Verzeihung bitten, mich, der ich Dein Leben und das Deines Kindes zu einem einsamen und trübseligen gemacht habe —"

„Nicht allein an Dir lag die Schuld zu dem unglücklichen Zerwürfniß, ich selbst war viel zu kalt und stolz, zu sicher und streng in meinem Ueberheben über das, was ich schon Sünde nannte und was vielleicht nur ein Abirren war. Wäre ich weniger von meiner eigenen Unfehlbarkeit überzeugt, milder und nachsichtiger gegen Dich gewesen, hätte ich die rechte Demuth, die Alles verzeihende Liebe besessen, es wäre Vieles anders geworden."

Die Kranke schwieg, wie um neue Kraft zu sammeln, nach kurzer Pause fuhr sie fort:

„Lange hat mein stolzes, trotziges Herz sich gesträubt, mir auch ein Unrecht zuzuerkennen, lange habe ich voll Bitterkeit mich für die ganz schuldlos Leidende gehalten; aber nach und nach ist die richtige Erkenntniß in meine Seele gezogen, hat dem tiefen

Schmerz seinen Stachel genommen und an Stelle des heißen Grolles die Vergebung wachgerufen. Aus vollem, aufrichtigem Herzen sage ich Dir, Otto, mein Otto — denn am Rande des Grabes darf ich Dich so nennen — daß ich Dir Alles verzeihe und ebenso innig Deine Vergebung erbitte, daß ich versöhnt und in Liebe von Dir scheide."

Mein Vater vermochte nicht zu antworten, wie meine Thränen mir den Blick blendeten, so schienen die seinen ihm die Stimme zu ersticken. In das Glück, welches die Verzeihung ihm gewährte, mischte sich wohl der bittere Schmerz jetzt erst voll und klar zu erkennen, welchen Schatz, welche edle Perle er sein genannt und in blindem Wahn von sich geworfen hatte, um die Hand nach einer unechten, mehr funkelnden auszustrecken. Er hatte schwer und hart den Irrthum, die eine Verirrung eines sonst makellosen Lebens gebüßt; mit dem verlorenen Glück und Frieden langer Jahre hatte er sie bezahlt; aber die härteste Strafe traf ihn wohl hier am Sterbebett seiner ersten Gattin und traf ihn durch Worte der Liebe und Versöhnung.

„Und nun sprich, Otto, rede zu mir, laß mich Deine Stimme hören, die ich so lange entbehrt, und

die so bald für mich verstummen wird!" bat meine Mutter mit rührender Innigkeit.

„Was soll ich sagen, wo Worte finden, Dir den Zustand meines Innern zu schildern? Nie ist das Gefühl meiner Schuld mit solcher Wucht über mich hereingebrochen, nie habe ich mich so klein und gesunken gefühlt, als hier an Deiner Seite, die Du mit schon verklärter Milde und Liebe mich zu heben versuchest. Du willst nicht, daß ich mich ferner anklage — wohl ich schweige, aber das Eine wisse, Constanze, daß mit Deinem Scheiden aus meinem Hause auch Friede und Glück für ewig von mir geschieden sind. Der Rausch, der mich ergriffen, schwand bald, das so schnell entstandene Gefühl konnte nicht Wurzel schlagen, es wurde zu oft mit rauher Hand daran gerüttelt. Ich will den Schleier nicht heben von den Jahren, welche hinter mir liegen, mir ist Recht geschehen, niemals kann ein wahres, reines Glück erblühen aus einem Bündniß, zu dem eine Pflichtverletzung den Grundstein legte. Und das Gewissen, es schlummerte nicht; neben seinem Mahnen ließ mich die Liebe und Sehnsucht nach Dir und Renate nicht zu Ruhe kommen."

„Mein armer, armer Otto!" flüsterte meine

Mutter herzinnig, während ihre Hand wie liebkosend und segnend auf seinem Haupte ruhte. „Da ist mein Loos vielleicht noch das weniger schwere gewesen.“

Er antwortete nicht, doch der tiefe Seufzer sprach für ihn. O, ich wußte es ja lange, daß die Ehe meines Vaters eine unglückliche war, obgleich er der Welt gegenüber das Gegentheil zeigte, und in seinem ganzen Benehmen zu seiner zweiten Frau von einer fast schwachen Güte und Nachgiebigkeit war. Ich kannte noch die zweite und triftigere Ursache, weshalb sein Dasein ein beklagenswerthes war; wennschon er nie eine Andeutung fallen ließ, wußte ich doch, daß bald nach dem Erwachen zur rechten Erkenntniß, die Liebe zu meiner Mutter aus dem Wust von Unklarheit und Schuld wie ein reiner Stern erstand, der nun fern und unerreichbar vor ihm schwebte. Er erkannte jetzt erst so recht den Werth des Gutes, welches er einst sein genannt und in thörichter Verblendung von sich gewiesen, nach welchem er nun nicht mehr die Hand ausstrecken, ja auf welches er nicht einmal Blicke und Gedanken hinwenden durfte. Und doch, wer kann den Gedanken wehren — wer hat schon jemals erlebt, daß eine rechte, wahre Liebe sich

tödten ließ? momentan mochte sie in den Hintergrund gedrängt werden durch Mißverstehen und Irrthum, aber sie erstand doch wieder und geläuterter ging sie aus dem Feuer der Trübsal hervor.

Es war die echte Liebe, welche diese zwei Herzen zusammengeführt hatte, welche sie trotz der Trennung noch verband. Wer mit mir in jener stillen Nacht an dem Sterbebette meiner Mutter geweilt, wer diese Beiden in der tiefen Reue, dem innigen Vergeben, bei dem der Eine den Andern stets überbot, geschaut, er würde durch allen Kummer und alle Thränen den ewigen, göttlichen Strahl der Liebe haben leuchten sehen. Dies Wiederfinden und doch Getrenntsein zweier von Gottes und Rechtes wegen zusammengehörenden Menschen, hätte Jedem, der an die Lösung heiliger Bande freventlich gedacht, eine Lehre geben müssen, die vielleicht gute Früchte getragen.

Wenn mein Vater einen geringen Theil der Güte und Nachsicht mit den kleinen Schwächen meiner Mutter gehabt, die er später gegen die großen Fehler seiner zweiten Frau übte; wenn meine Mutter etwas von der Milde und Vergebung hätte walten lassen, die jetzt wie eine Segensfluth über den in Reue und Zerknirschung an ihrem Lager Knieenden dahinströmte,

nie wäre dieses Eheband getrennt worden, und unser Aller Leben wäre weniger reich an Kummer gewesen.

Doch es war geschehen, es war zu spät zur Umkehr, und die letzten Stunden nicht mit nutzlosen Klagen über das Unabänderliche auszufüllen, sondern mit etwas Besserem, das Muth gab zum Sterben und uns armen Zurückbleibenden Muth zum Leben, das war das Streben meiner Eltern. Die Liebe zu mir war der Punkt, in dem sie ganz und voll vereint sein durften, wo keine Schranke sich zwischen ihnen erhob, nicht der mahnende Schatten einer Andern zwischen sie trat.

„Renate ist mir eine gute Tochter gewesen, sie hat Deine Weisung, mein Trost, meine Stütze zu sein, auf das Beste erfüllt, ein Leben mit einem solchen Kinde zur Seite kann niemals ein ganz freudloses sein."

„Dafür segne sie Gott!" sagte mein Vater leise und die Hände meiner Eltern ruhten vereint auf meinem Haupte, als ich unter heißen Thränen vor ihnen knieete.

„Sie Deiner Obhut, Deiner Liebe zu empfehlen, Otto, ist nicht nöthig; ich weiß ja, wie Du über sie gewacht mit treuer Vatersorge, wie Deine Briefe und

guten Lehren das Werk meiner Erziehung unterstützt haben nach besten Kräften."

„Könnte o könnte ich ihr mein Haus öffnen, doch siehe auch hierin noch die Folgen meiner Schuld, die mein theuerstes Kind, mein erstgeborenes von meiner Seite bannt — zu ihrem Heile."

Eine brennende Röthe floß über des Vaters Antlitz bei diesen Worten, die so viel zugestanden, doch meine Mutter endete die peinliche Pause, welche hierauf eintrat, schnell, indem sie sagte:

„Renate darf auch den alten Oheim nicht verlassen, die Dankbarkeit gebietet, daß sie bei ihm bleibt, bis die Hand des Gatten sie in eine eigene und, will es Gott, glückliche Heimath führt. Eine glückliche Heimath! Das walte der Herr! Doch wie auch Dein Loos falle, des Einen bleibe stets eingedenk, Renate: „Ueber Alles die Pflicht!" Das sei Dein Wahlspruch, der Dich geleite durch das Leben, dann kannst Du zwar immer noch vom Glück geflohen werden, doch nie vermagst Du ganz elend zu sein."

Ich glaube, auch diese letzte Ermahnung der scheidenden Mutter an mich, fuhr gleich einem Dolchstich in die Brust meines armen Vaters — ach, und sie wollte ihm nicht wehe thun, nein, sie, deren sich

immer mehr verklärender Geist schon über all dem Leid der Erde stand, hatte nur herzinnige Liebe für die zurückbleibenden Theuren.

Die Stunden der Nacht flohen dahin, mit ihnen die Kräfte der Kranken, das warme Leben ebbete dem dunklen und dem lichten Ziele entgegen. Zuweilen strich eine ihrer Hände sanft über mein Haupt dahin, während die Lippen leise ein Liebeswort flüsterten. Zum Morgen hin wurde die Mutter unruhig, als aber mein Vater seine Arme um sie legte und ihr Haupt sanft an seiner Brust bettete, da schienen alle Angst und Pein, welche wohl selten einem Sterbenden erspart werden, von ihr zu weichen; Wohlbehagen und süßer Friede verbreiteten sich über ihr Angesicht.

„O, das ist schön, nun doch an Deinem Herzen zu sterben, Otto, das ich einzig und ewig geliebt," flüsterte sie.

„Und dessen wahre und beste Liebe, trotz alles Abirrens, nur Dir gehört hat, Constanze."

Ein seliges Leuchten, das auch noch nach dem Scheiden darauf ruhen blieb, — legte sich auf der Mutter Antlitz. —

Mit noch nicht siebzehn Jahren traf mich der

harte Schlag und beraubte mich der besten, liebevollsten Mutter, die mir in der letzten Zeit immer noch näher getreten. In einem Alter, da das Leben gerade einem Mädchen seine sonnigste Seite zeigt, seine rosigsten Freuden erschließt, umspannte die Welt sich für mich mit einem Trauerflore, der lange Zeit Alles in seine dunklen Falten hüllte. Daß mich der Verlust noch härter traf, als manche andere Tochter, welche ihre Mutter vielleicht mit gleicher Liebe umfaßt, war unter den obwaltenden Verhältnissen wohl nur natürlich; denn obgleich die Sorgen des Lebens mir fern blieben, stand ich fortan doch eigentlich ganz vereinsamt in der Welt. Die Mutter war todt, vom Vater lebte ich getrennt, und so blieb mir von näheren Verwandten nur noch der Großonkel, der sich mir zwar immer gütig erwies, ja, nicht einen meiner Wünsche unerfüllt ließ — denn der alte, kinderlose Mann hatte mich wirklich lieb — aber trotzdem sehr wenig Verständniß für mich und mein ganzes inneres Leben besaß. Schon seine beharrliche, durch nichts zu versöhnende Abneigung gegen meinen Vater bildete immer eine Art Scheidewand zwischen uns. Daß die Anwesenheit meines Vaters ihn verhindert, den letzten Abschiedsblick seiner sterbenden Nichte, die der Greis

mehr als Alles auf der Welt geliebt, zu empfangen, war ein neuer Grund, seine unfreundlichen Gefühle gegen den ihm „fremden Mann“ zu vermehren. Natürlich war dieser auch von dem Begräbniß ausgeschlossen, das nach des Oheims Anordnung mit all dem Pomp erfolgte, welcher der Tochter eines so alten gräflichen Geschlechtes gebührte. Erst als Alles vorüber, als jene düstere, feierliche Stille, die stets einem solchen Traueracte folgt, über das Schloß gesunken war, konnte ich mit meinem Vater in die Familiengruft hinuntersteigen, und unsere Thränen durften vereint an der theuren Stätte fließen.

Dann kam die Trennung von meinem Vater; und nun begann das einsame Leben mit der großen, unersetzlichen Lücke im ganzen Dasein, welche den tiefen Schmerz im Herzen immer wach erhielt. Aber ich hätte nicht die Tochter meiner edlen Mutter sein müssen, dürfte nicht so lange ihr würdiges Beispiel vor Augen gehabt haben, wenn ich mich auf unverständige Weise meinem Kummer überlassen hätte. Von Kindheit an hatte sie mich zu nützlicher Thätigkeit, zu einer richtigen Zeiteintheilung angehalten und mir in dieser Liebe zur Arbeit die beste Waffe gegen das Versinken in nutzlose Träumerei und Schwermuth gegeben. Das

Walten im Hause, welches trotz der zahlreichen Dienerschaft doch nie von der Mutter aus der Hand gegeben ward, das Beaufsichtigen und Unterrichten in der Dorfschule, die Pflege der Kranken und Armen, dies Alles, bei dem ich meiner Mutter bis jetzt nur zur Seite gestanden, fiel nun ganz an mich, und wenngleich ich Anfangs mich nur widerstrebend diesen Beschäftigungen hingab und viel lieber einsam und ungestört meinem Grame nachgehangen hätte, so erwies sich doch bald die Heilsamkeit nützlichen Schaffens an mir.

Im nächsten Sommer wurde meinem Vater der Gebrauch von Karlsbad empfohlen, und ich ward von ihm zur Begleiterin erwählt. Ueber diese schöne, glückliche Zeit, welche ich wieder so ganz allein mit ihm verlebte — denn der Diener, den er seiner leidenden Gesundheit wegen mitgenommen, stand nicht störend zwischen uns — breitete nur die trübe Ahnung ihren dunklen Schatten, daß der Zustand meines Vaters viel bedenklicher war, als er zu glauben schien. Schon der nächste Winter bestätigte meine Befürchtungen; auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde ich an sein Krankenbett gerufen, und Frau Amèlie überließ mir die Pflege gern, da sie vor Allem, was mit

Leiden und Sterben zusammenhing, eine große Furcht und Scheu hatte. Celeste, die jedes Mal, wenn ich sie wiedersah, sich im Aeußeren reizender entfaltet hatte, theilte die Abneigung, Kranke zu pflegen, entschieden; nur auf meine dringendsten Bitten und Vorstellungen, nur durch Geschenke konnte ich sie vermögen, zuweilen auf Momente mit mir in das verdunkelte Krankenzimmer zu kommen; in dem ihre Gegenwart auf den Leidenden stets wie ein Sonnenstrahl wirkte. Und sie war auch wie eine Lichtelfe anzuschauen. Aber auch des Vaters große Freude, sie zu sehen, das blonde, lockige Köpfchen seines Töchterchens zu streicheln, vermochte sie nicht, ihm aus freiem Antriebe öfter diese Erquickung zu gewähren.

Ohne mich würde das Krankenlager meines Vaters einsam und verlassen gewesen sein, mir aber war die traurig-süße Pflicht beschieden, und wie für eine hohe Vergünstigung danke ich Gott dafür, daß ich mit meiner kindlichen Liebe und sorgsamen Pflege den Theuren umgeben konnte. Seine Dankbarkeit war grenzenlos, rührend die Innigkeit, mit der er sich mehr und mehr mir zuwandte. In der letzten Nacht legte er es mir noch an's Herz, über Celeste zu wachen,

so gut ich es vermöchte und ihr meine schwesterliche Liebe zu erhalten.

„Betrachte es als ein Vermächtniß Deines Vaters, als eine Pflicht, meine theure Renate. Du erinnerst Dich doch der letzten Ermahnung Deiner Mutter, des Wahlspruches, dem Du folgen sollst: „Die Pflicht — über Alles die Pflicht!" Wenn Dein Vater dieser Fahne stets treu geblieben, es stände anders um ihn. Doch Ihr Beiden, sie und Du, Ihr habt vergeben, da wird der gütige Gott mir auch verzeihen und nicht zu scharf mit mir ins Gericht gehen. Und nun meinen Segen über Dich, Renate! Für Dich, die Du so von Deinen Eltern gesegnet, so aus vollem Herzen, ein Kind genannt bist, das uns nur Stolz und Freude brachte, muß endlich auch das Glück kommen, Du meine gute, brave Tochter!"

In meinen Armen starb der Vater; „Constanze und Renate" waren die letzten Worte, die seinen Lippen entflohen. Dann noch ein schweres Athmen, das leiser — langsamer dahin schwebte — und still war es — still!

Sein Begräbniß steht gewiß als einzig in der Geschichte des kleinen Fürstenthumes da, dem er so treu gedient und seine besten Kräfte geopfert. Es

zeigte nicht nur, welches hohen Ansehens er genossen, nein, welche wahre und aufrichtige Liebe er sich in allen Schichten der Bevölkerung erworben.

Nicht nur mit Liebe, mit Stolz nenne ich mich die Tochter meines edlen ausgezeichneten Vaters. Sein Testament, das seinem Willen gemäß gleich nach der Beerdigung eröffnet wurde, theilte, nach Abzug verschiedener Legate an treue Diener und wohlthätige Anstalten, das nicht unbedeutende Vermögen in drei gleiche Theile, zwischen Frau Amélie, Celeste und mir, und bestimmte, daß meine Volljährigkeit sogleich erfolge und die Verwaltung meines Erbtheiles mir allein überlassen werde. Eine Clausel in dem Testamente erregte Frau Amélies und mehr noch Fräulein Charlottens Unwillen, nämlich die, daß Celeste jedes Jahr vier Wochen mit mir zusammen verleben sollte, entweder auf Waldstein, wenn der Graf es gestatte, in meiner eigenen Heimath, sobald ich solche schon gegründet, oder in einem von mir zu bestimmenden Aufenthalte; doch ohne Mutter oder Tante, nur mit mir allein und meinen Rathschlägen und Anforderungen sich fügend, solle sie die Zeit zubringen.

Es war die dringende Bitte an mich ausgesprochen, diesen Wunsch zu erfüllen und den Vormündern die

Verpflichtung auferlegt, nie und unter keiner Bedingung diesen Willen meines Vaters zu umgehen.

„Wenn eine unverheirathete Frau eine Vormundschaft übernehmen dürfte, so würde ich solche meiner Tochter Renate über ihre jüngere Schwester übertragen als ein Zeichen, wie hoch sie in meiner Achtung steht, doch auch so hoffe ich, daß ihr guter Einfluß nicht ganz nutzlos für meine kleine Celeste sein soll, und es wird durch dieses Zusammensein einer möglichen Entfremdung der Schwestern vorgebeugt."

Daß diese Anordnung des Vaters nicht sehr günstig von Celeste und deren Mutter aufgenommen wurde, ist wohl leicht zu begreifen, und so hoch mich sein Vertrauen ehrte, ahnte mir doch, daß mir manche trübe Stunde daraus erwachsen werde.

Schon nach dem Tode meiner Mutter glaubte ich einsam zu sein, jetzt aber fühlte ich mich ganz verlassen. Doch das Heilmittel nützlichen Schaffens und Wirkens, das sich damals bewährte, kam mir auch jetzt in meinem Kummer zu Statten.

Ein Jahr reihte sich an das andere, oft ging die Zeit langsamer dahin in meinem stillen, einsamen Waldstein, oft schneller bei dem wechselreichen Leben in der Residenz.

Mit meiner Schwester habe ich alljährlich die von unserem Vater gewünschte Zusammenkunft gehabt, doch Celestens ganzes Sein und Wesen hat mir diese Zeit zu einer schweren gemacht. All meine herzliche Liebe wurde verkannt, jedes Entgegenkommen zurückgewiesen, und ich glaube kaum, daß ich den geringsten guten Einfluß auf sie ausgeübt habe. In dieser reizenden Gestalt, schön und bezaubernd, wie nur der kühnste Traum eines Dichters sie geträumt, wohnt nicht die entsprechende Seele; ja nicht einmal die schwache Gutmüthigkeit ihrer Mutter hat Celeste geerbt. Gefeiert und bewundert, wohin sie tritt, trotzdem sie den Jahren nach noch ein Kind ist, fürchte ich dennoch, daß ihr Lebensloos kein glückliches sein wird.

Doch sie ist ja noch sehr jung; vielleicht gelingt es einem braven Manne, der sie innig liebt, mit ihrem Herzen zugleich einen veredelnden Einfluß über sie zu gewinnen und die hoffentlich nur schlummernden guten Keime ihrer Seele an's Licht zu ziehen. Die Liebe hat ja oft schon Wunder gewirkt. Meine Gebete und treuesten Wünsche begleiten Celeste immer; trotz ihrer Kälte ist meine schwesterliche Liebe zu ihr nicht erstorben. —

Und ich? — ich gehe meinen stillen Weg. Das

Glück, welches meine Eltern mit ihren letzten Segenswünschen mir verhießen, ist noch nicht gekommen, obgleich die Rosenzeit meines Lebens sich schon dem Ende zuneigt. Mehr als einmal hat sich mir eine reiche und glänzende Heimath geboten, zu der mich brave Männer gern geführt, aber dem Liebeswerben jener Herzen antwortete keine Stimme in mir, und eine Ehe ohne Liebe verbietet nicht nur die Pflicht, sie würde mir geradezu unmöglich sein. So warte ich still ab, was mir Gott beschieden; oft fühle ich mich recht einsam, doch nie elend; trotz meines tiefen Sehnens nach den vorangegangenen Lieben, bin ich doch nie lebensüberdrüßig. —

Fünfzehntes Kapitel.

Im Borkhause.

Kalt, herzenskalt! Hatte Werner noch den Muth, Renate so zu nennen, nachdem er ihre Kindheits- und Jugendgeschichte gelesen, nachdem er die Tiefe und Innigkeit dieses Herzens gefühlt, die sich in so edler, einfacher Weise wie ein goldener Faden durch die traurigen Begebenheiten zog? Er hatte einen klaren Einblick in Renatens Innerlichkeit gethan, der sie, die er hoch und werth hielt, ihm nur noch theurer machte, der ihn aber auch mit doppeltem Schmerze fühlen ließ, was er hätte erringen können und verloren geben sollte. Auf sie verzichten, hieße für ewig das Glück aus seinem Dasein bannen, und kein Mensch, am wenigsten ein Mann, in der Vollkraft des Lebens, mit einem warmen Herzen und dem Sehnen nach Liebe, das ihm noch nie, wie er es ge-

wünscht, erfüllt worden, fügt sich leicht und willig in solches Verzichten. Werner war noch nicht dahin gelangt, die Pflicht an die Stelle des Glückes setzen und sich mit stiller Resignation in diesen Tausch finden zu können. Nicht, daß er noch gehofft hätte, Renate umzustimmen, nein, er hatte ihren großen, hochherzigen Charakter recht erkannt, er wußte, daß sie, die Fahne in der Hand, auf der ihr Wahlspruch stand, muthig alle Kämpfe und Stürme aushalten und lieber untergehen würde in dem Streit, das Banner noch im Tode mit Stolz schwingend, ehe sie das ferne, schöne Eiland beträte, auf dem die heißeste Liebe ihr eine stille, wonnige Heimath bereitet, zu der aber eine Pflichtoerletzung die Brücke geschlagen. Aber was hoffte denn Werner eigentlich? Er wußte es selbst nicht; doch daß noch einige Tage vor ihm lagen, da er sie wenigstens sehen, in ihrer Nähe weilen dürfte, das fühlte er jetzt schon als einen Segen, als ein Glück, an welches er sich anklammerte. Was später kam, war sternenlose Nacht.

Der große Triumph und Erfolg, welchen Renate am Abend des Concertes errungen, hatte eine Veränderung in ihrer Stellung zur Gesellschaft hervorgebracht. Für Alle, Herren und Damen, war sie noch

bedeutender geworden, nur daß die Letzteren — doch mehr die vorsorglichen Mütter und Tanten, als die jungen Mädchen selbst — plötzlich nicht nur mit Neid, sondern mit einem gewissen Schreck auf Renate blickten. Sie war ihnen bis dahin niemals gefährlich erschienen, sie war so still und ruhig in ihrer vornehmen Sicherheit ihren Weg gegangen, keine Huldigung beanspruchend, eher zurückweisend. Werner Thorsten, Doctor Oswald und der junge Maler, welche stets zu ihren Bewunderern gehört, waren ihr von der Damenwelt gegönnt worden, denn keiner von ihnen hatte je eines der jungen Mädchen ausgezeichnet; daß aber nun der Prinz ihr so ausschließlich den Hof gemacht; daß die meisten der anderen Herren, ganz geblendet durch ihre hoheitsvolle Anmuth sich an dem Abend zu ihren Verehrern geweiht, das war ein Verbrechen, welches Renaten nicht verziehen werden konnte. Obgleich man ihr mit noch erhöhter Aufmerksamkeit und Höflichkeit begegnete, so sprach man doch hinter ihrem Rücken viel von ihr und über sie. Man nannte sie eine Coquette, und zwar eine der feinsten und gefährlichsten Art, weil sie Anfangs erst so still und einfach aufgetreten, um dann bei passender Gelegenheit einen solchen Hauptstreich auszuführen.

Renate coquett! Doctor Oswald, der Gelegenheit hatte, die liebevollen Urtheile der Damen zu hören, ärgerte sich schwer über solche Beschuldigung, doch da ein Zornesausbruch ihm wenig geholfen haben würde, so lachte er herzlich und griff zu seiner gewöhnlichen Waffe: dem Humor. Ja, es machte ihm sogar Vergnügen, nachdem er sich von der Erbärmlichkeit der Angreifenden überzeugt hatte, ihren Neid noch mehr zu erregen.

„Denken Sie nur, meine Gnädige, man hat mir erzählt, daß, als der Prinz einen der Herren bat, ihn jener schönen, interessanten Dame vorzustellen, und dieser verlegen fragte, welche er meine, Sr. Durchlaucht ruhig erwiderten:

„Ich sehe nach meinem Dafürhalten überhaupt nur eine Dame im Saal, wenigstens nur eine, die vollkommen ladylike ist.“

„Mit diesen Worten deutete er unvermerkt auf Fräulein von Waldstein. Nun sagen Sie selbst, meine gnädige Frau, ist das nicht horrible — ein wahrer Vandalismus? Wäre ich an Stelle der jungen Damen, ich tanzte keinen Schritt mit dem Prinzen, wenn er zum nächsten Ball wiederkommt.“

„Meine Töchter sollen es auch gewiß nicht,“ ent-

gegnete die aufgebrachte Mutter, deren blasses Gesicht dunkelroth geworden. „Also kommt der Prinz wieder?" fügte sie eifrig hinzu.

„Versteht sich, sowie er hörte, daß Fräulein Rénate noch hier sei, sogar in den lebenden Bildern mitwirke, war er gleich entschieden. Der junge Mann scheint entweder sehr leicht Feuer zu fangen, oder bis in's Herz getroffen zu sein. Aber Fräulein von Waldstein war auch an dem Abend wunderbar schön. Sie finden es nicht? Nun, unter den Herren war nur eine Stimme. Ich möchte Ihnen wohl etwas vertrauen, meine Gnädige — ich werde es, denn ich weiß ja, daß Sie schweigen können."

„Wie das Grab," versicherte die Dame sich athemlos vorbeugend.

„Man hat schon mehr als eine Tochter des gräflichen Hauses Waldstein einen Fürstenthron einnehmen sehen, und ich glaube kaum, daß die Eltern des Prinzen etwas gegen eine solche Schwiegertochter einwenden würden. Schlimmsten Falls schenkt der König ihr noch ein Paar fehlende Ahnen; der alte Graf Stephan ist ein Spielkamerad Sr. Majestät gewesen und steht in hoher Gunst bei ihm. — Doch über dies Alles Schweigen, gnädige Frau!"

Die Folge dieses Grabesschweigens war, daß noch im Laufe des Tages die ganze Badegesellschaft nicht nur das wußte, was Doctor Oswald gesagt, sondern daß wie immer beim Schwatzen aus dem Hügel ein Berg geworden, und die abenteuerlichsten Gerüchte im Umlaufe waren. Daß der Doctor in seiner Güte und Zartheit einen Grund gehabt haben mußte so zu sprechen, war natürlich, und seine List, die Aufmerksamkeit von Renate und Werner abzuziehen, gelang ihm vollkommen. Wer hatte jetzt noch Zeit, an jene erste Annahme zu denken, daß Herr Thorsten Renate liebe, und sie dieses Gefühl erwidere, jetzt wo möglicher Weise ein Prinz um sie warb.

Renate war vielleicht die Einzige, welche von den plötzlich aufgetauchten Gerüchten keine Ahnung hatte, und gerade sie allein wäre berechtigt gewesen, an ihre Möglichkeit zu glauben. Aber sie gehörte schon ihrer ganzen Natur nach nicht zu den Mädchen, die in jedem Herrn, der sie aufmerksam behandelt oder auszeichnet, einen vor Liebe Sterbenden sehen, und nebenbei war sie jetzt noch mehr als sonst durch ihren Schmerz von derartigen Ideen abgezogen. Daß sie dem Prinzen gefallen habe, fühlte sie, ohne weiter viel daran zu denken, dergleichen Huldigungen waren ihr

schon mehrfach im Leben erwiesen, und daß ihr Spender ein Prinz war, änderte doch nichts dabei, verlieh ihnen in Renatens Augen keinen höheren Werth.

Mit sich und ihrem Gram beschäftigt, hatte sie es zurückgewiesen, an einer Lustpartie theilzunehmen, welche die ganze Badegesellschaft vereinigte, und von der sie erst spät zurückerwartet werden konnte. Als gegen Abend ihr heftiges Kopfweh sich etwas gelegt, ging Renate noch an den schon einsamen Strand und erstieg dann den Berg, auf dem man von einem dort erbauten Borkhäuschen eine herrliche Aussicht über das Meer und das kleine, malerisch gelegene Dorf hatte. In tiefem Sinnen saß sie dort, doch nicht so ganz in Anspruch genommen von ihren Gedanken, daß nicht noch die Schönheit der Gegend, die beredte Sprache der Natur Eingang in ihre Seele gewonnen hätte. Und Gott bewahre jeden Mensch vor so schwerem Leid, daß selbst die Natur unbeachtet von ihm bleibt, daß sie in ihrer Macht und Lieblichkeit keinen sänftigenden Trost, keinen Balsam für sein erregtes und wundes Herz besitzt.

Während Renate träumend und schauend in dem Borkhause weilte, hörte sie, wie Schritte von der andern Seite den Berg erstiegen, und bald stand Werner vor ihr.

„Das Schicksal ist gütiger als Sie, daß es mir doch noch gewährt, Sie zu sehen; nur um dies Glück zu erreichen, habe ich die langweilige Partie mitgemacht, und Sie waren nicht dabei."

„Ich fühlte mich unwohl und bin auch nicht immer in der Stimmung mir Zwang aufzuerlegen."

„Und dann war auch nicht der Stern bei der Gesellschaft, der Ihnen den gestrigen Abend so angenehm machte."

Renate blickte Werner nur an, und er senkte die Augen vor diesem großen, reinen Blick.

„Verzeihung! Doch meine Brust ist von tausend Qualen zerrissen, — ich hasse den Prinzen, ich bin eifersüchtig auf ihn — auf Jeden, der in Ihre Nähe kommt, bin ich eifersüchtig, und nicht nur auf die Menschen allein; ich beneide es der Sonne, daß Sie auf sie schauen, dem Winde, daß er Ihr Haar, Ihre Wange küssen darf. In eine Wüste möchte ich Sie tragen, wo Sie Niemand sähe, wo keines Menschen Stimme zu Ihnen dränge, wo Niemand wäre, als Sie und ich allein, und diese Wüste sollte meine Liebe Ihnen zum Paradiese machen."

Er streckte seine Arme nach ihr aus, als wolle er sie an sich reißen, seinen Wunsch gleich auszuführen,

und in seiner Stimme bebten Schmerz und Leidenschaft, doch er berührte nicht einmal ihre Hand, gebannt durch ihre Augen. Diese mächtigen Augen flammten auf ihn einen stolzen, vorwurfsvollen Blick.

„Wer giebt Ihnen das Recht, so zu mir zu sprechen, ich dächte, daß ich Ihnen nie Veranlassung geboten, mich zu beleidigen,“ sagte Renate zürnend.

„Meine Liebe giebt mir das Recht; ja, meine Liebe,“ fuhr Werner immer erregter fort. „Ich bitte nicht erst um Erlaubniß, Sie zu lieben, denn ich kann nicht anders; vermöchte ich es, bei Gott, ich risse mit schneller Hand dieses unselige Gefühl, das mir nur Qualen giebt, aus meinem Herzen. Glauben Sie denn nicht, daß es eine Demüthigung ist für einen stolzen Mann so zu lieben und so zurückgewiesen zu werden, eine Demüthigung, Sie als Königin zu sehen, die so hoheitsvoll auf mich herniederblickt und ihres Sieges, ihrer Macht gewiß, mir Alles zu sagen wagt? O, vermöchte ich diese Fesseln von mir zu streifen, ich thäte es!“ rief Werner voll Grimm und Bitterkeit — „aber ich kann es nicht;“ setzte er wie verzweifelnd hinzu.

„Das ist kein rechter Mann, der sich und seine Gefühle nicht zu beherrschen weiß, es ist keine wahre

Liebe, die so spricht. Noch ein Ausbruch dieser Art und Sie haben mich zum letzten Male gesehen."

Es legte sich ein solcher Schmerz auf des Mannes Antlitz bei diesen in voller Wahrheit und Strenge ausgesprochenen Worten, daß unwillkürlich ein milderes Gefühl durch Renatens Seele zog.

„Ich glaubte, wir würden uns anders gegenüberstehen, Werner Thorsten, nicht dachte ich, daß wir die kurze Zeit unseres Zusammenseins uns noch durch Groll und Zwietracht verbittern würden. Es ist vielleicht das letzte Mal vor unserem ewigen Scheiden, daß wir so ungestört bei einander sind."

„Scheiden!" Es klang wie ein Schmerzensschrei aus des starken Mannes Brust, und er rief Thränen in Renatens Augen. „Sie haben das Urtheil gesprochen," fuhr Werner mit vor Bewegung gedämpfter Stimme fort, „ich muß es annehmen, weil ich weiß, daß nichts in der Welt Sie davon abbringen könnte."

In dem Blick, der auf sie fiel, leuchtete eine unsägliche Liebe, und Hoffnung und Zweifel, ob denn nichts sie ihrem Entschluß abwendig machen könnte, schienen in dem zögernden Sprechen zu liegen.

„Nichts — Werner."

„Was aber soll aus mir werden?"

„Ein tüchtiger Mensch, ein immer größerer Künstler; und wenn die Welt Ihren Namen mit Lob und Ruhm nennt, und Sie preist und ehrt nicht nur als Künstler, denn auch das Privatleben großer Menschen gehört ja mit der Oeffentlichkeit; wenn Segenssprüche Ihr Walten und Mühen bezeichnen, wenn Friede und Eintracht in Ihr Haus zurückgekehrt sind, dann, Werner, will ich stolz sein in dem Gedanken, daß Sie mich einst geliebt, und daß diese Liebe Ihnen zum Guten gereichte."

Es lag ein beschwichtigender Zauber, eine wunderbar sänftigende Macht in Renatens Rede, mehr noch in dem innigen, seelenvollen Ton, als in den Worten, vor dem sich der Sturm in Werners Brust legte. Er wurde weich und sanft, und in dieser Stimmung war er viel gefährlicher, als in dem Grollen und Toben der Leidenschaft.

„Wenn ich Ihnen zuhöre, Renate, dann ist es mir, als müsse Alles werden, wie Sie sagen und rathen, dann scheint es mir, als könne ich mich unter dasselbe Panier stellen, das Sie so schützend umweht, könne mit Ihrem Wahlspruche dahinziehen durch das Leben, unbeirrt der Pflicht nachstrebend. Wenn Sie aber fern sind, wer wird so zu mir reden, wer mich

aufrichten und in dunkler Stunde mir Muth zusprechen?"

„Gott und Ihr eigenes Gewissen, indem es Sie mahnt, ein guter Vater und Gatte, ein milder und doch weiser Führer Ihres Kindes zu sein. Wenn Sie Ihrem Sohne früh die Liebe zu Pflicht und Recht in die junge Seele pflanzen, da wird diese Pflichttreue schon dadurch mehr und mehr Ihnen eigen werden. Und Gott spricht ermuthigend und tröstend zu Ihnen, zu uns Allen durch seine Natur. — Blicken Sie um sich, Werner, ist dies eine Welt, in der der Mensch nur elend sein soll?"

In unbeschreiblicher Majestät sank die Sonne, ein Gluthball, in das grünlich wogende Meer, die weite, unendliche Wasserfläche mit rothen und goldigen Lichtern schmückend; am Himmel schwammen violette Wölkchen leise dahin, während über den fernen, blauen Wald schon der Mond in seinem duftigen Silberschleier heraufzog. Es war ein herrlicher Anblick; eine weihevolle Ruhe lag über der ganzen Natur, leise rauschten die Wellen zum Ufer, ganz sanft und lind flüsterte der Abendwind in den Baumwipfeln.

Und dieser göttliche Frieden zog auch nach und nach in die beiden schmerzbewegten Herzen. Werner hatte

sich zu Renate gesetzt, von ihr an ihre Seite gewinkt, sie selbst hatte ihre Hand in die seine gelegt, und still und leise hielt er sie. Keiner sprach, nicht ein Wort unterbrach die tiefe Stille, aber die Seelen verstanden sich doch, es war der eigentliche Abschied, den die Beiden von einander nahmen. — Rosenroth wurde die Gluthbeleuchtung, dann matter und matter in Grau übergehend, während der Mond immer mehr sein Leuchten ergoß auf das weite Meer und das stille Dorf mit seinen weißen Häusern.

Werner schwand Zeit und Raum; nichts mehr von jenen heißen Wünschen, nichts mehr von Groll und Bitterkeit war in seiner Seele, die vielleicht nie früher sich der Ewigkeit so nahe gefühlt, wie in der Stunde — selig saß er an Renatens Seite, die noch immer vertrauend ihre Hand in der seinen ruhen ließ.

„Es ist spät — ich muß gehen, Werner!"

Augenblicklich ließ er ihre Hand frei. Er sagte nur:

„Gott segne Sie für das, was Sie mir in dieser Stunde Gutes gethan!"

An diesem Abend war es seit langer Zeit wieder zum ersten Male, daß Werners Geige durch die stille Nacht zu Renate herübertönte, in milden, friedlichen Weisen ihre Zauberklänge um sie wob. —

Sechszehntes Kapitel.

Wahrsagerin und Ritter.

An dem Tage, als die lebenden Bilder gestellt werden sollten — ein Ereigniß, welches noch mehr als das Concert die Badegesellschaft in Aufruhr brachte — begegnete Renate dem jungen Maler und Doctor Oswald, die eifrig sprechend daher kamen. Clemens sah so trübselig und doch so erregt aus, daß Renate besorgt fragte, was ihm fehle.

„Ihm fehlt ein Mörder!" rief der Doctor in seiner raschen, humoristischen Weise, der er diesmal aber einen sehr düsteren Anstrich sich zu geben bemühte.

„Gnädiges Fräulein, Sie müssen uns einen Mörder schaffen, auf Ihnen beruht noch das ganze Hoffen unseres jungen Michel Angelo. Ich habe mich dazu angeboten, ich wollte mich anmalen lassen,

wie er mag, um nur unsern jungen Freund aus der Sorge zu reißen, aber schnöde ward ich abgewiesen. Mein liebes, gutmüthiges Gesicht ist auch zu gar nichts zu gebrauchen, es ist wirklich ein Jammer, wenn Einem der Himmel solche nichtssagende Fratze verliehen hat."

Dabei blitzten die grauen Augen höchst bedeutungsvoll und das Antlitz widersprach den Worten entschieden durch seinen klugen Ausdruck.

„Wollen Sie mich endlich einmal zu Worte kommen lassen!" rief Clemens ungeduldig.

„Gnädiges Fräulein, Assessor Wilkens ist plötzlich krank geworden, wir können die Söhne Eduards nicht stellen, wenn Herr Thorsten sich nun nicht bewegen läßt, darin mitzuwirken. Sein charaktervolles Antlitz, mit dem meist düsteren Ausdruck, paßt so vortrefflich zu dem Manne, der seitwärts stehend den Vorhang zurückhält und seine tiefen, mächtigen Augen mit einem Ausdruck finsteren Mitleides auf die Knaben richtet. Herr Thorsten ist wie geschaffen zu dieser Figur, und das Bild würde mit den schönen Knaben eines der vorzüglichsten werden, aber er ist nicht zu bewegen, meinen Wunsch zu erfüllen, wenigstens nicht durch uns. Wenn Sie es einmal versuchen möchten,

gnädiges Fräulein; er würde nicht wagen, es Ihnen abzuschlagen."

„Versuchen will ich es wohl, dennoch bin ich durchaus nicht meines Erfolges gewiß. Wo mag Herr Thorsten zu finden sein."

„Wenn man vom Wolf spricht — bei einer Dame heißt es vom Engel. Dort wandelt ja unser „Mörder par excellence" schon so düster aussehend, als studire er die Miene für das Bild. Kommen Sie, Clemens, überlassen wir es unserer Gebieterin über Jenen die Tyrannei auszuüben, unter deren Schwere wir beiden armen Erdensöhne nun schon lange seufzen und leiden. Sie haben Ihren Mörder sicher — darauf mein Wort!"

Ja, sehr düster und menschenfeindlich sah Werner aus, als er langsam am Strande daherkam. Die Aufführung der lebenden Bilder war ihm höchst zuwider, natürlich nur, weil Renate dabei betheiligt und sich Aller Blicke wieder auf sie richten würden. Und dennoch, als sie jetzt zu ihm herantrat, und unter dem großen, runden Strohhut ihre Augen so freundlich bittend zu ihm aufschauten, da sah sie mit ihrem prachtvollen Haar, das in zwei dicken Zöpfen zum Trocknen nach dem Bade herniederhing, so jung und

lieblich aus, so gar nicht stolz und abweisend, daß sich unwillkürlich eine weichere Stimmung in Werners Seele regte und ihre Gegenwart den alten Zauber übte. —

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Thorsten.“

„Dann ist sie gewährt.“

„Nicht zu schnell — ich mag nicht, daß Ihnen die Zusage nachher leid thut. Sie müssen doch erst wissen, warum ich bitte. Ich komme, Sie zu vermögen in den lebenden Bildern zu stehen.

„Sie wünschen es?“

„Ja!“

„Ich werde bereit sein.“

Renate blickte überrascht empor, eine so schnelle Zustimmung hatte sie nicht erwartet, sie glaubte, es würde ein kleiner Kampf vorangehen. Werner las durch ihre Augen klar in ihrer Seele.

„Sie wünschten es, Sie baten mich, ist damit nicht die Sache erledigt?“

Es lag in diesen einfachen Worten mehr von der Macht und Tiefe seiner Liebe, als die heißesten, leidenschaftlichsten Betheuerungen auszudrücken vermochten.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte und für die Art, wie Sie meine Bitte erfüllten. Doch nun kom=

men Sie schnell, vielleicht holen wir die beiden Herren noch ein. Der junge Maler war ganz in Verzweiflung. Es ist keine leichte Sache, lebende Bilder zu arrangiren. Gewöhnlich wollen Alle dabei sein, aber Keiner will die vom Künstler ihm zuertheilte Rolle übernehmen, Jeder hält sich für die erste und schönste passend. Welche Intriguen und Kabalen unter den Damen. Meine Wahrsagerin macht mir keine streitig, weil sie weniger ein hübsches, als charaktervolles Gesicht und ein warmes, südliches Colorit haben muß. Dazu passe ich nun leidlich."

„Und weil sie die herrlichste Gestalt und das schönste Haar erfordert, wenn das Bild gut werden soll. Ich glaube, solches Haar wie das Ihrige giebt es nicht oft in der Welt," sagte Werner, indem er leise einen der schweren, niederhängenden Zöpfe in seine Hand nahm; doch so brennend gern er ihn an seine Lippen gedrückt, er wagte es nicht.

„Ich fürchte, der Kursaal wird heute gar nicht die Gäste fassen; alle Billets sind längst verkauft, und das freut mich!" rief Renate froh.

„Weshalb?"

„Weshalb? Wegen des Kirchenbaues. Denken Sie doch, daß wir bei dem Concerte fünfhundert

Thaler eingenommen haben, der Prinz allein schickte zweihundert. Nun kann mit den neulich gesammelten Beiträgen der benachbarten Gutsbesitzer und der heute erzielten, gewiß namhaften Summe bald der Bau begonnen werden, und wenn es auch nur eine Kapelle wird, mir ist es ein lieber, wohlthuender Gedanke, hier in diesem stillen Stranddorfe ein solches kleines Gotteshaus sich aus den grünen Bergen erheben zu sehen, und daß die Leute nicht mehr meilenweit zu gehen haben, wenn sie den Wunsch hegen, ihre Seelen an Gottes Wort zu erlaben. Sie haben es mir freimüthig gestanden, daß der weite Weg sie oft von der Erbauung zurückhält, und daß sie im Sommer, wenn die Badegäste unter freiem Himmel den Gottesdienst hielten, viel „frömmer und besser" wären. Ich habe mein ganzes Herz an die Ausführung dieses Planes gegeben. Mein Onkel wird hoffentlich auch keine zu kleine Summe zeichnen, ich will ihm wenigstens mit gutem Beispiel vorangehen." —

Wieder wogte und schwirrte es in dem Kursaale und die Räume vermochten kaum die Herbeiströmenden zu fassen. Aber es war auch ein so seltener Genuß, der den Bewohnern der Insel geboten wurde, und die Darstellung der lebenden Bilder war so vorzüglich,

daß selbst verwöhnte, kunstsinnige Augen sich überrascht und zufrieden zeigten. Die Bilder, alle Lieblinge jener Zeit, waren als wohlbekannt gerade deshalb mit richtigem Tact von Renate und Clemens gewählt und den Beschauern viel willkommener als etwas ganz Fremdes, zu dem sie erst ein Verständniß, eine Erklärung suchen mußten.

Zwei lieblichere „Mädchen auf dem Berge," als sie durch Laura und Elise Behrendt repräsentirt wurden, hatte vielleicht selbst der Maler nicht vor seiner Phantasie schweben sehen, und Lieutenant Victor versicherte einmal über das Andere, „die kleine Brünette sei auf Ehre ganz göttlich." Wahrscheinlich war dieser Anblick der letzte Sturm auf sein Herz.

Einen mächtigen Eindruck machten „die Söhne Eduards," einen Eindruck, der nächst den wirklich schönen Knaben durch Werner Thorstens edle, charakteristische Gestalt hervorgerufen wurde.

Im bunten Wechsel, das Liebliche mit dem Ernsten und selbst mit dem Humoristischen um den Preis kämpfend, waren sieben Bilder unter dem wärmsten und gerechtesten Beifall vorübergezogen, von einem Männerquartett mit passenden Gesängen schön begleitet. Die Wahrsagerin sollte das letzte Bild sein,

weil der Maler in seiner Vorliebe für Renate sich am meisten davon versprach. Diese nahte sich der Bühne, als Clemens plötzlich von ihrer Seite gerufen wurde. Eine Hand streckte sich aus, ihr beim Ersteigen der wenigen Stufen behülflich zu sein. Ohne aufzublicken nahm Renate dieselbe und erst als sie oben war, schaute sie sich um. Doch statt Lieutenant Victor stand Prinz Waldemar in der schönen Tracht des altdeutschen Ritters vor ihr, mit ehrerbietigem Gruß, in den sich ein leises Bangen mischte. Ein dunkleres Roth blühte auf Renatens bräunlicher Wange empor, denn sie dachte voll Schrecken daran, was Werner sagen würde; wie ja bei einer Frau, die wahrhaft liebt, alle Gedanken und Begebnisse sich zuerst auf den beziehen, dem sie ihr Herz geschenkt. Wie würde er den Wechsel der Personen deuten?

Ohne daß Prinz Waldemar eitel oder eingebildet war, durchzitterte ihn doch eine leise Freude bei Renatens tiefem Erröthen, das er so gern zu seinen Gunsten deuten mochte. Mit fast schüchterner Bitte sagte er:

„Zürnen Sie nicht, o bitte, zürnen Sie nicht über den Tausch, gnädiges Fräulein!"

Es leuchtete dabei in seinen Augen von Liebe und

Hoffnung, und wenn dieser Blick vielleicht den meisten Mädchen gefallen haben würde, — denn trotz des Glückes lag keine Anmaßung darin — Renaten sagte er nicht zu.

„Es ist wohl gleichgültig, ob Lieutenant Victor oder Durchlaucht die Rolle des Ritters übernimmt; der Wechsel der Personen thut nichts zur Sache," entgegnete Renate mit kalter Höflichkeit.

Der Prinz erblaßte selbst unter der Schminke, der Vergleich war zu grausam, und auch Renate fühlte, daß sie hart gewesen. Daß es dem klugen Manne nicht an einer passenden Antwort gefehlt, ist wohl anzunehmen; und es zeugte dafür, wie sein Herz mit im Spiele war, daß er nicht eine Silbe erwiderte. Das Schweigen fing an peinlich zu werden, und als Renate aufsah, begegnete sie einem Augenpaar, welches so trauervoll auf sie gerichtet war, daß ihre Strenge ihr leid that.

„Durchlaucht sind größer, als Lieutenant von Fresen, deshalb werden unsere Figuren mehr zu einander passen und das Bild wird besser werden. Da ich nun Alles, was ich beginne, gern so gut als möglich thue, jede Sache, bei der ich mich betheilige so vollkommen es geht ausgeführt sehe, so mag der Tausch doch kein übler sein."

„Etwas weniger hart klingen diese Worte, dennoch —“ Der junge Mann schwieg und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Als gestern Herr Richter der Costüme wegen in der Stadt war, äußerte er den Wunsch, einen etwas größeren und blonderen Ritter der Wahrsagerin gegenüber zu sehen. Da ich nun ein echter Abkömmling der Germanen bin, und mir nebenbei so gern — so gern etwas Gutes von der Wahrsagerin prophezeien lassen wollte, so brachte ich das Costüm mit, und Lieutenant von Fresen war so gütig, mir seinen Platz abzutreten. Ihre Erlaubniß einzuholen, mein gnädiges Fräulein, war es zu spät; hätte ich aber geahnt, Ihnen dadurch zu mißfallen, so würde ich auf das Glück verzichtet haben, mit Ihnen in einem Bilde zu stehen, es ist durch Ihre Ungnade zu theuer erkauft.“

Der junge Mann sprach zögernd, fast schüchtern und etwas klang aus seiner Stimme, lag in seinen Augen, was Renaten wider Willen weich machte.

„Lassen Sie es gut sein, Durchlaucht; ich sagte schon, das Bild wird besser werden; und da ich gegen Herrn von Fresen überdies eine kleine Abneigung habe, und nur weil kein Anderer zum Ritter paßte, ihn als

mein Gegenüber annahm, so ist selbst die Zigeunerin nicht böse über den Tausch."

Wie ein Leuchten flammte es auf des Mannes Antlitz empor, und mit leise bebender Stimme sagte er hastig:

„Gnädiges Fräulein, nun prophezeien Sie mir etwas Gutes, es liegt in Ihrer Macht — Sie vermögen Glück aus diesen Linien zu lesen!"

Die Hand, welche er ihr darreichte, zitterte; es war nicht mehr möglich, diese Gemüthsbewegung zu mißdeuten; selbst Renate in ihrer Arglosigkeit und Einfachheit mußte einsehen, daß hier mehr als ein plötzliches Aufflammen im Spiele sei. Und selbst wenn es nur solches gewesen, durch sie durfte es nicht genährt werden. Sie nahm des Prinzen Rechte in die ihre, es war eine schön geformte Hand mit klaren edlen Linien.

„Liegt nichts von Glück darin — vermögen Sie solches nicht zu sehen? Ich meine nicht Glück im Allgemeinen — nur bei Einer."

Fast erstickt von heftiger Erregung klang seine Stimme ganz gedämpft.

„Ich sehe nichts von diesem Glück, aber vielleicht vermag nur ich solches nicht zu finden und zu ver-

künden. Viel Gutes läßt sich aus dieser Hand prophezeien, die einst bestimmt ist, über Tausende das Scepter zu führen. Ich glaube, daß sie ihre Herrscherpflicht gerecht und weise und doch mild ausüben wird. Es scheint mir die Hand eines großen und edlen Regenten zu sein, die hier in der meinen ruht. Und wenn mein Wunsch, meine Bitte etwas vermöchte, so wird der Ritter Alles thun, die Prophezeiung der Wahrsagerin zu erfüllen. Doch werden wir nicht endlich beginnen? Wo bleibt unser Michel Angelo? Gut, daß Sie kommen, Herr Richter!"

„Gnädiges Fräulein, die richtige Beleuchtung ist diesmal so schwer herzustellen. Aber nun wird es auch ein prächtiges Bild werden, und mit wahrhaftem Liebesblick betrachtete der Künstler die beiden so schön zusammen passenden Figuren.

„Wie die Herrschaften stehen, fast wie die Mauern, gerade als hätten Sie niemals etwas Anderes gethan, als in lebenden Bildern mitgewirkt. Bei vielen der anderen Darsteller war es ein Neigen und Schwanken, das den Eindruck stören mußte, hier ist das nicht zu fürchten, und Sie dachten es sich so schwer, Durchlaucht."

Er fand es auch nicht leicht, unter den obwal-

tenden Umständen, nicht leicht, ein fröhliches Gesicht zu machen, während sein Herz in schmerzlicher Aufregung zuckte, und die vielleicht zu schnell erblühten Hoffnungen von Renatens Hand geknickt am Boden lagen.

Aber es war dennoch ein schönes Bild, die Krone des Abends. Renate war die echteste, dunkeläugige Tochter des Südens, die man sich denken konnte; das scharlachrothe, goldgestickte Tuch, welches malerisch über ihr Haupt gelegt, stand mit seiner leuchtenden Farbe so gut zu dem warmen, südlichen Colorit und verdeckte doch nicht ihr prachtvolles Haar, das in zwei dicken, langen Zöpfen über ihre Schultern hing, das einfache und doch künstlerisch gewählte Kostüm hob die vollendete Schönheit ihrer Figur hervor, so daß sie allein schon ein vollkommenes Bild darstellte, indessen der Eindruck durch die edle, elastische Gestalt des jungen Ritters noch erhöht wurde, der mit seinem blonden Haar und der hellen Gesichtsfarbe einen so malerischen Contrast zu der braunen Tochter des Morgenlandes bildete.

Das Bild übte eine solche Wirkung aus, daß die Zuschauer darüber sogar Anfangs ihr Staunen vergaßen, den Prinzen statt Herrn von Fresen an Re=

natens Seite zu sehen, ein Factum, welches natürlich später so gedeutet wurde, daß es zwischen Beiden „richtig sei.“

Als Renate später im einfachen, weißen Kleide an Waldemars Arm und „von einem ganzen Hofstaat umgeben“, wie einige neidischen Zungen zischelten, in den Saal trat, beschäftigte sie noch immer der sorgenvolle Gedanke, was Werner sagen würde; und fast ängstlich suchend blickte sie nach ihm umher. Doch nicht mit düster flammenden Augen, sondern ruhig und freundlich trat er zu ihr heran. Ohne lauschen zu wollen, hatte er zufällig, beim Suchen eines auf der Bühne vergessenen Gegenstandes, unbemerkt die wenigen aber inhaltschweren Worte zwischen Renate und dem Prinzen gehört. Das war genug, um ihn ruhig, fast glücklich zu machen. Ja, befreit von den Qualen der Eifersucht war Werner heute von einer Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit, welche Alle mit Staunen erfüllte und verschiedene Damen zu dem Ausspruch veranlaßte: „Herr Thorsten könne doch sehr interessant und angenehm sein.“

Renate tanzte nicht, doch die Freude, welche dies bei den Damen erregte, wurde dadurch gemindert, daß auch der Prinz sich nicht einmal in die Reihen der

Tanzenden mischte; dennoch weilte er nicht viel bei ihr, hielt sich überhaupt fern von der Gesellschaft, bald in einem der Nebenräume oder draußen im Garten auf. Werner saß bei Renate und Beide schienen noch einmal den vollen Zauber des Zusammenseins genießen, die wenige Zeit, welche ihnen noch blieb, auskosten zu wollen bis auf die Neige. Nur zuweilen kam Doctor Oswald, wenn es ihm nöthig schien, mit irgend einer Frage oder Bemerkung herbei, im Ganzen aber wurden Renate und Werner wenig gestört, sie saßen unbeachtet in der tiefen Fensternische, allein inmitten der Vielen um sie her, die im munteren Tanze dahinwirbelten.

Plötzlich erschien Prinz Waldemar im Saal, und ließ seine Augen suchend umherschweifen. Vom Doctor geleitet trat er zu Renate; Werner stand auf in seiner Regung von Großmuth und Liebenswürdigkeit, welche sich an dem Abend sogar bis auf den Prinzen erstreckte, ihm seinen Platz zu überlassen, und entfernte sich mit dem Arzte. Aber trotz Renatens freundlich einladender Handbewegung blieb Prinz Waldemar nur vor ihr stehen.

„Ich komme, mich von Ihnen zu verabschieden,

gnädiges Fräulein;' vielleicht ist es ein Abschied für das Leben," fügte er ernst und trauervoll hinzu.

„Das möchte ich nicht, Durchlaucht, — ich wünschte wohl, Ihnen später noch wieder zu begegnen, um, wenn die Hand all' das Gute gethan, welches ich heute in ihr gelesen, die edle Hand zu drücken und mit Stolz und Dankbarkeit zu bekennen, daß die Wahrsagerin eine gute Prophetin war. Ich hoffe, wir treffen uns noch wieder, Durchlaucht, mich sollte es wahrhaft freuen."

„Und, so wahr mir Gott helfe, was an mir liegt, soll geschehen, daß die Prophezeiung der Wahrsagerin sich erfüllt. Wenn die Ritter sonst in den Kampf zogen, da reichte die Hand ihrer Dame ihnen die gestickte Fahne, auf welcher ihre Devise leuchtete. Ist es jetzt auch anders, walten veränderte Verhältnisse, so gestattet die Wahrsagerin doch vielleicht ihrem Ritter, indem er von dannen zieht, den Kampf mit dem Leben zu beginnen — welches ihm heute zum ersten Mal schwer erscheint, — daß er ihren Wahlspruch, den sie ihm mittheilte, zu dem seinen mache: „Ueber Alles die Pflicht." Das soll fortan mein Leitstern sein."

„Es ist ein schöner Wahlspruch für jeden Men-

schen, zweifach groß und bedeutungsvoll für einen Fürsten. Unter diesem Banner weiß ich Sie geborgen, mein Fürst, und es ist mir eine stolze Freude, mit einem Manne, den ich so hoch schätze, unter gleicher Fahne zu kämpfen. So geleite Sie Gott!"

Renate reichte ihm ihre Hand dar, von der sie den Handschuh gestreift, er drückte einen langen, heißen Kuß darauf, noch einmal blickten seine Augen sie an, als wolle er ihr Bild sich einprägen für Zeit und Ewigkeit, und wortlos eilte er von dannen.

Doctor Oswald trat mit einem Scherzwort heran, doch als er eine Thräne in Renatens dunklem Auge sah, schwieg er betroffen.

„Der Prinz ist ein lieber Mensch, und es thut jeder rechten Frau leid, Schmerz zu bereiten, selbst wenn es, wie ich hier hoffe, nur ein vorübergehendes Weh ist," sagte Renate leise und verstummte dann plötzlich, erschrocken über dies Zugeständniß, das ihr unwillkürlich entschlüpft. Aber es tröstete sie, daß nur Doctor Oswald die Worte gehört; bei ihm waren sie geborgen. Sie war so tief bewegt, vermuthlich durch den ganzen Zustand ihres eigenen Inneren noch mehr von diesem Lebewohl getroffen, daß ihr Freund es für gut hielt, sie durch irgend eine launige Bemer-

kung dieser trüben, erregten Stimmung zu entreißen; um so mehr, da schon während ihres Gespräches mit dem Prinzen und jetzt nach seinem Scheiden manches neugierige Augenpaar sich lauernd auf sie gerichtet.

„Es thut jeder rechten Frau weh, Schmerz zu bereiten," wiederholte er, „dann, Fräulein Renate, müßten Sie Bäche von Thränen vergießen, über all' das Leid und Unrecht, welches Sie mir täglich, stündlich zufügen, Sie rauben meinen Nächten den Schlaf, meinen Tagen den Frieden, ich falle zusehends ab."

Es war unmöglich, dem Jammerblick, dem Ton der Stimme zu widerstehen.

„Ich Ihnen Weh bereiten? den Vorwurf nehme ich auf mich," sprach sie mit leisem Lächeln.

Sie lächelte wieder — nun war er zufrieden. O, es giebt verschiedene Arten der Liebe, mannichfache Weisen seinen Schmerz zu tragen.

Prinz Waldemar stürmt dahin auf dunklen Wegen; im Herzen Nacht, in der ihm nie wieder ein Stern leuchten wird, so meint er in dem heißen Schmerz seiner schnell emporgeblühten und zurückgewiesenen Neigung. Zwei andere gereifte Männer stehen an Renatens Seite, der eine ernst und düster

an den baldigen Abschied denkend, nach dem das ganze kommende Leben ihm leer und öde zu sein scheint — der andere fröhlich scherzend, um die geliebten Augen wieder hell zu sehen.

Und wessen Liebe von diesen Dreien wird wohl die tiefste und unvergänglichste sein?

Siebzehntes Kapitel.

Von dannen — von dannen!

„Scheiden und Trennungen, man wird ganz traurig von allem Abschiednehmen," sprach Renate zu dem jungen Maler, der gekommen war, ihr Lebewohl zu sagen. „Drei Viertel der Badegesellschaft sind schon fort; heute gehen Sie, morgen Herr Thorsten, zuletzt wird Keiner als mein Onkel, Doctor Oswald und ich übrig bleiben, uns wird Niemand das Geleit geben, keine weißen Tücher werden von dem Kreuzberge den Scheidenden den Abschiedsgruß zuwinken."

„Könnte ich doch der Letzte sein!" sagte Clemens, der schon lange mit seiner tiefen Bewegung kämpfte. „Gnädiges Fräulein, wenn ich einst ein großer Maler werde, wenn die Welt meinen Namen mit Ruhm nennt, dann glauben Sie mir, daß im Geiste alle meine Bilder Ihnen gehören, daß Sie Ihr reichliches

Theil dazu gethan haben. Der Dichter setzt den Namen dessen, dem er sein Werk widmet, auf das Titelblatt seiner Bücher, das kann der Maler nicht, sonst stände auf all meinen Bildern der Name Renate."

„Vielen Dank, Herr Richter! Auch mir wird die Begegnung mit Ihnen stets eine liebe Erinnerung bleiben, und mit Stolz werde ich auf meinen Freund, den berühmten Maler blicken, wobei ich nur wünsche, daß er bei der zunehmenden Größe des Künstlers nichts von der Herzenseinfalt und Biederkeit des Menschen verliere."

„Da sei Gott vor! Nun ein Lebewohl — vielleicht für ewig" —

„Larifari, einzige Menschenkinder, macht doch nicht ein solches Aufheben von einer kurzen Trennung. Lieber Clemens, wer Ihre Jammermiene sähe, müßte denken, es ginge gleich direct in den Tod. Das Leben hat schon genug wirklichen, unvermeidlichen Kummer, warum kleine Uebel sich durch Aechzen und Stöhnen noch schwerer machen? Ein Abschied für ewig! Unsinn! Hoffentlich sind wir Alle im nächsten Sommer wieder hier beisammen, den Grundstein zu der kleinen Kirche zu legen, um deren Erbauung wir und besonders ich" — wie herzlich gutmüthig der

Doctor lachte — „so große Verdienste haben. Es sind in letzter Zeit fabelhafte Summen eingekommen. Frau Commerzienräthin Behrendt schickte, vermuthlich in der Freude über die Verlobung ihrer Tochter Laura, zweihundert Thaler. Der Herr Graf Waldstein mit Fräulein Nichte stehen auf der Liste mit dreihundert Thalern. Prinz Waldemar hat neuerdings fünfhundert Thaler gesandt mit dem Wunsche der Berücksichtigung finden soll — ja wohl meine Gnädige — nämlich das kleine Gotteshaus Renatenkirche zu nennen. Und nun die größte, eine fast fürstliche Gabe des Herrn Thorsten, bestehend in vollen, schönen tausend Thalern. Es ist so, Fräulein Renate, Sie brauchen nicht so überrascht auszusehen, es verhält sich, wie Ihnen Ihr ergebener Diener zu berichten die Ehre hat. O, es ist eigentlich ein wonniges Gefühl, so reiche Freunde zu haben! Dem armen Doctor Oswald schwillt die Brust vor Stolz, sich inmitten solcher Gesellschaft, die das Geld mit vollen Händen um sich streut, bewegt zu haben; er, der niemals eigenes Vermögen besaß, fühlt sich jetzt fast selbst als Crösus. Meine Freunde, Graf und Fräulein von Waldstein, Prinz Waldemar, die hochberühmten Künstler, Werner Thorsten und Clemens Richter, welche

die Kirche in Dalmaren bauten! Wie glorios das klingt, es giebt Einem selbst ein gewisses Ansehen! Aber wirklich im nächsten Frühling können wir den Grundstein legen, denn mit den Einnahmen für das Concert und die lebenden Bilder, nebst den gesammelten Beiträgen der Gutsbesitzer haben wir schon die runde Summe von dreitausend Thalern. Damit kann der Bau beginnen, das Fehlende zu unserer kleinen Renatenkirche müssen wir dann noch zusammenbringen."

„Ich male das Altarbild!"

„Mit bestem Dank angenommen, mein lieber Michel Angelo. Was aber thue ich — der arme Doctor? Wozu bin ich dabei zu brauchen?"

„Sie kuriren alle dabei betheiligten Handwerker unentgeltlich," rief Renate lächelnd. „Denn Sie sind doch einmal der vielbeliebte und gesegnete Armen-Doctor, der Trost und die Hülfe aller Leidenden, welcher nicht nur dem kranken Körper Arznei reicht, welcher der Seele Muth und Ergebung zuspricht, und nicht allein leibliche, sondern geistige Gesundheit bringt. Sie denken wohl, ich hätte nicht gehört, wie man Sie in Ihrem Wohnort heißt, und wir Alle wären nicht stolz, den „Segens-Doctor" unsern Freund zu nennen?"

„Der junge Herr da hat wohl geschwatzt? und dabei ein Bischen nützliche Thätigkeit in ein poetisches Gewand gekleidet? Doch glauben Sie ihm nicht Alles, Fräulein Renate, er flunkert zuweilen. Jetzt aber, liebster Clemens, müssen Sie fort, Sie kommen sonst zu spät — nun rasch an's Werk mit dem Abschiede, bis auf baldiges Wiedersehen!

Ein treuer Händedruck, ein inniges: „Gott segne Sie!" und wieder war Einer aus dem Kreise derer geschieden, die in dem kleinen Stranddorfe so freundlich und traulich zusammengelebt.

Was aber waren alle diese Trennungen gegen die eine, die noch vor Werner und Renate lag, die so tief in's Herz und in das Mark ihres Lebens schnitt, daß es Beiden war, als sei hiermit Alles zu Ende, daß sie in der heißen Seelenangst noch nicht begriffen, wie es in Zukunft mit ihnen werden solle.

Werner hatte sich von dem alten Grafen verabschiedet, den eine leichte Unpäßlichkeit an sein Schlafgemach fesselte. Jetzt war er bei Renate; in demselben Zimmer, an demselben Fenster weilten sie, wo einst an jenem schönsten, seligen Abend der zauberische, kurze Traum kommenden Glückes, eines zusammengehörenden Lebens Beide umsponnen, ehe Renate wußte,

daß Werner verheirathet sei, und dieser seine ihn drückenden Fesseln schon fast als gelöst betrachtete. Damals war die Natur in ihrer vollen Jugendfrische und Schöpferkraft, übersprudelnd vor Lebenswonne; das Kornfeld zu ihren Füßen ließ die dichten, grünsilbernen Aehren auf und niederwogen, ab und zu lugten tiefblaue Blumen wie treue, liebende Augen daraus hervor, die wilden Rosen blühten und dufteten süß von den Hecken, und überall auf Feld und Rain im weiten Reiche der Natur jubelte und sprühte Alles vor Lebensdrang und Frühlingslust.

Welch anderes Bild jetzt! Der Himmel hing schwer und düster herab; ein scharfer Wind fuhr über das Stoppelfeld dahin; die Wege des Gartens waren schon mit welken Blättern bedeckt und wenn der Sturm seine Schwingen schüttelte, so wirbelten raschelnd immer neue empor von den Bäumen, um unruhig in der Luft zu flattern und dahinzusinken zum Sterben. Der Herbst in seiner düsteren und traurigen Gestalt war schon hier am Strande eingekehrt.

Wie jenes Frühlingsbild sich zu diesem verhielt, so auch jene beseligende Stimmung des einen, unvergeßlichen Abends zu der, welche jetzt Renatens und Werners Brust bewegte.

Ob es lange oder kurze Zeit gewesen, daß sie so bei einander gestanden, sie wußten es nicht. Welche Todesqual in ihren Herzen zuckte, das sprechen Worte nicht aus. Die es empfunden, sie, die selbst solchen Abschied genommen, dem kein Wiedersehen folgt, keines folgen darf, sie werden wissen, was jene Beiden litten und ein mitleidsvolles: „Gott helfe Euch!" flüstern.

„Muß es sein — müssen wir scheiden — haben Sie den Muth, Renate, da der Jammer dieser Stunde uns einen Vorgeschmack giebt von dem kommenden, langen, trostlosen Leben, haben Sie die Kraft, mich gehen zu heißen?"

„Ja, Werner, ich habe die Kraft, und auch Ihnen fehlt nicht der Muth der Pflicht. Doch kurz sei die Qual — die Todespein!"

„Wenn jemals Ihr Sinn sich ändert, wenn einst die Liebe über das, was Sie Pflicht nennen, siegt" — ein Leuchten flammte empor in Werners dunklen Augen, daß sie unwillkürlich die ihren davor schloß — „dann, Renate, nur ein Wort und ich fliege selig herbei auf Deinen Ruf!"

„Ich rufe nicht, niemals — ich sage, geh — geh mit Gott, er geleite Dich und schütze Dich!"

Sie reichte ihm beide Hände dar — leidenschaft-

lich ergriff er sie — er wollte sie an sich ziehen, einmal sollte sie an seinem Herzen ruhen.

„Renate, sei gütig, sei menschlich!“ flehte er mit fast erstickter Stimme.

Sie wußte, was sie that, als ihre Lippen den seinen auswichen, sie fühlte, daß, wenn er einmal dieses Zeichen der Liebe von ihr empfangen, er sie nicht lassen würde, nimmer, nimmer. Daß nach diesem Kusse kein Loslösen war von ihr, das wußte sie.

Sein Stolz regte sich, er wollte nicht durch Zwang, was nur Werth hat als freiwillige Gabe und als er ihr Widerstreben sah, ließ er augenblicklich ihre Hände frei und wandte sich zum Gehen. Renate fühlte, daß er im Groll von ihr schied, und wenn es möglich war, den Schmerz dieser Stunde noch zu erhöhen, so that es dies bedrückende Empfinden. Sie wollte ihn rufen, o nur noch einmal sollten seine Augen mild und versöhnend auf ihr ruhen — und doch, was sollte sie ihm sagen?

Aber Werner selbst wandte sich um, es war, als könne er die Schwelle nicht überschreiten, ohne einen Rückblick in das verlorene Eden. Ganz still und regungslos stand Renate da, ihre eine Hand ruhte wie zur Stütze auf einem Stuhl. Es mußte etwas in dem

Ausdruck dieses Antlitzes, dieser Gestalt liegen, das mit überzeugender Wahrheit zu des Mannes Herzen sprach und Groll und Bitterkeit daraus verbannte.

Er kehrte zurück; Liebe, nichts als innige, versöhnte Liebe lag in seinen Augen, tönte aus der Stimme, mit welcher er sagte:

„Lebe wohl, und Gott behüte Dich, Renate!"

Achtzehntes Kapitel.

Freundschaft.

Immer stiller und einsamer wurde es in dem kleinen Stranddorfe; von der ganzen Badegesellschaft waren nur noch Graf Waldstein, Renate und Doctor Oswald dort, und zwar gefesselt durch eine ernstliche Krankheit des alten Grafen, die ohne den umsichtigen Beistand, die schnelle Hülfe des Arztes leicht zu einem tödtlichen Ausgange hätte führen können. Also auch hier hatte er sich wieder als Segensdoctor bewährt; und wie oft sagte es ihm Renate mit überströmenden Augen, daß ohne ihn ihre Lage in dem abgelegenen Orte, fern von Arzt und Apotheke, eine verzweifelte gewesen sein würde.

Fester und inniger wob sich täglich das Freundschaftsband um die Beiden, immer vertrauensvoller

neigte sich Renate dem Manne zu, der diesem Vertrauen auf die würdigste und edelste Weise entsprach.

Man sagt so oft, jede Frau erkenne es, wenn ein Mann sie liebe, dies bleibe keiner verborgen; dennoch giebt es Ausnahmsfälle. Renate hatte keine Ahnung von den Gefühlen, die für sie in Doctor Oswalds Herzen lebten, sonst würde sie seine Kraft und Selbstbeherrschung nicht auf so harte Proben gestellt haben. Sie, sonst so zurückhaltend, war von einer fast kindlichen oder schwesterlichen Zutraulichkeit zu ihm, die theils aus inniger Dankbarkeit entsprang, theils aus dem Gefühle unbedingter Hochachtung und herzlichen Vertrauens, welches alle Menschen, jung oder alt, zu Doctor Oswald zog.

Hätte Renate entfernt geahnt, welche tiefe und heiße Liebe (nicht die schnell angefachte Gluth eines schwärmerischen Jünglings, die ernste Liebe eines tüchtigen Mannes) sich unter dem ruhigen, unbefangenen Wesen ihres Freundes barg, sie würde sich ihm ganz anders gegenüber gestellt haben. Und ob auch des Mannes Arm zuweilen zuckte, die schlanke Gestalt, die sich wie zur Stütze an ihn lehnte, einmal zu umfassen, die Hand, welche sich unbefangen in die seine legte, ja in den schlimmen, angstvollen Nächten am

Krankenlager wie zur Beruhigung sogar die seine suchte, fest und warm zu drücken, er widerstand der Versuchung, niemals gab er dem sehnsüchtigen Wunsche nach, der heiß und voll in seiner Brust lebte. „Ein Mann in Wort und That", auf Keinen hat der schöne Ausspruch besser gepaßt, als auf ihn.

Er wußte, unter welchen Schmerzen Renatens Herz litt, und daß ihre Liebe einem Anderen gehöre, deshalb war sie ihm so hochheilig, als wenn sie durch ein Gelübde am Altar an Jenen gebunden. Und obwohl es ihm zuweilen eine Wonne schien, eine Verminderung der eigenen Qual, ihr nur zu sagen, wie auch er litt durch seine Liebe, so schwieg er dennoch.

Er wollte dieses arme Herz, das sich matt und müde gerungen, nicht emporschrecken aus dem Zustande momentaner Ruhe, in welchem es jetzt verharrte, da das eigene Leid durch die Sorge um den Oheim zurückgedrängt war. Als Freund vermochte er Renaten viel zu sein, konnte er viel auf sich nehmen von ihrer Last — als Liebender hätte er alle Macht, ihr zu helfen, verloren, und ihr schönes Beisammensein wäre gleich beendet gewesen. So trug er still sein Kreuz, kein Wort, kein Blick verrieth Renaten je den Zustand seines Innern; denn die Selbstbeherr-

schung eines rechten Mannes ist groß und um so größer, je reiner und edler seine Liebe ist.

Brigitte schien diesmal mit ihren alten Augen klarer zu sehen, als ihre junge Herrin, denn sie murmelte zuweilen halblaut etwas vor sich hin, wie: „Der Mensch könne nicht mehr leisten, als was möglich sei — Niemand müsse verlangen, was über Mannes Kraft gehe.“ Renate bezog diese Aeußerungen auf des Freundes Anstrengungen und Nachtwachen am Krankenbett des alten Grafen und suchte ihn, sobald es besser ging, ferner zu halten. Er aber ließ sich nicht fortweisen. Dann schüttelte Brigitte wohl ihr graues Haupt und bemühte sich, wenigstens ihr Fräulein zu entfernen, und ihr eine ungestörte Nachtruhe zu verschaffen, ein Beginnen, bei dem sie von Doctor Oswald stets auf's Eifrigste unterstützt wurde.

„Er ist der kreuzbravste Mensch, der mir je begegnet, kommt noch über meinen Seligen; denn der war immer darauf bedacht, mit mir zusammen zu sein, selbst im Anfange, als ich ihn noch nicht so recht mochte. Der Doctor ist ein wahrer Heiliger, der Rattenfänger würde anders handeln. Ach, wenn der nicht dazwischen gekommen wäre mit seinen dunklen Augen und dem verlockenden Geigenspiel, meine Re-

nate hätte es ja merken müssen, wie der Doctor sie hoch und werth hält, und solchen Mann findet sie nicht wieder, nicht auf dem ganzen Erdenrund. Wo sie nur die Augen hat, ob sie ihr ganz verblendet sind!"

So weit Brigitte in ihrem Selbstgespräche. Aber Renate hatte keine Augen für diese Liebe, eine andere mit ihrem Schmerz, ihren Thränen hatte ihr den Blick getrübt und das ganze Herz eingenommen.

Als endlich der alte Graf so weit genesen war, daß die Heimreise angetreten werden konnte, da verließen die letzten Badegäste das kleine Stranddorf, doch nicht, wie Renate geglaubt, unbegleitet. Viele der anwesenden Fischer mit ihren Familien hatten sich versammelt, besonders eine reichliche Kinderschaar brachte die letzten der Herbstblumen, welche die dürftigen kleinen Gärten noch boten, auch wohl ein Körbchen mit Muscheln den Scheidenden als Liebesgabe dar. Und wenn auch Renate meinte, daß dies hauptsächlich dem guten Doctor galt, der wohl kaum eine Familie zurückließ, der er nicht einen Dienst geleistet, so konnte sie getrost einen Theil der Danksagungen und Segenswünsche auf sich nehmen. Sie war eine sehr großmüthige und freigebige Natur, und in man-

chem dürftigen Hausstande hatte man die Früchte dieser Tugenden reichlich genossen; außerdem war bekannt geworden, daß „die Gnädige“ den ersten Anlaß zu dem beabsichtigten Kirchlein gegeben, und dies machte sie noch mehr zu einer wichtigen und beliebten Persönlichkeit, die gerade deshalb den schlichten Leuten so wohl gefiel, weil sie im Verkehr mit ihnen sich ganz in ihre Art zu schicken wußte, und so stolz und vornehm sie außerdem war, dort nur Güte und eingehende Theilnahme zeigte.

„Sie hat ein Herz für Unsereinen;“ das war der schöne Lobspruch, den die geringen Leute Renaten stets ertheilten.

Immer von Neuem drängten sich kleine blondköpfige Kinder an Renate, in den braunen Händen oft recht geschmacklose, dürftige Sträußchen haltend; aber sie nahm sie alle dankbar an, sie hätte nicht vermocht, auch nur ein einziges zurückzuweisen. Endlich machte der Doctor in seiner gutmüthigen Weise der Sache ein Ende.

„Kinder, nun ist's genug, wir kommen ja wahrhaftig zu spät — heute geht das Dampfschiff zum letzten Male, erreichen wir's nicht, können wir hier überwintern.“ Als hierauf ein lustiges Hurrah erfolgte,

rief er lachend: „So, das wär' Euch recht, nun, Ihr habt wenigstens keinen schlechten Geschmack, aber für uns möcht' es doch etwas unbequem sein. Da auch noch ein Händchen, Du kleiner Flachskopf! Und Ihr Alle haltet Euch tapfer im Winter, damit ich nächstes Jahr nicht zu viel Flickarbeit vorfinde. Frau Thomas, hüten Sie den kleinen Hans vor dem scharfen Ostwinde, und kommt der Husten wieder, gleich heiße Milch und Umschläge; und Du, mein Junge, sei Deiner Mutter gehorsam und entwische nicht immer aus der Stube! Ihr, Lars Peter, nehmt Euch vor dem unmäßigen Trinken in Acht, Ihr seid sonst solch ein braver Bursche, macht mein Hoffen und Vertrauen, daß Ihr Euch herausretten werdet aus der üblen Angewohnheit, nicht zu Schanden!" Diese letzte Warnung wurde mit leiser Stimme ertheilt. „Lebt Alle wohl, Gott behüte Euch! und ein fröhliches Wiedersehen! Jetzt vorwärts, Kutscher!"

Unter dem Hurrahrufen und dem Tücherschwenken der Dorfbewohner fuhr der Wagen den kleinen Schloßberg hinunter. Aber noch ein zweiter Abschied wartete der Reisenden, denn ein Theil der älteren Jugend hatte sich auf den Kreuzberg begeben, um von dort mit schnell improvisirten wehenden Fahnen ihnen

ein letztes Lebewohl zuzuwinken, wie sie es von der Badegesellschaft gesehen, die so den früher Scheidenden das Geleit gab.

Renate war tief bewegt, mehr als sie es zeigen mochte; und so erging ihr es auf einem ganzen Theil der Heimreise, denn bis in die Hafenstadt war ja jeder Schritt mit Erinnerungen an Werner verbunden. Hier hatte sie ihn zuerst erblickt, da war er herangetreten, ihr behülflich zu sein, dort entfernte er sich in so räthselhafter Weise von ihnen. — Alles, Alles zog an ihrem inneren Auge vorüber, die ganze schöne, schmerzlich selige Zeit ward noch einmal durchlebt.

Keine Frage von Doctor Oswald störte sie in ihrem Denken und Träumen, ja er sorgte dafür, des alten Grafen Aufmerksamkeit anderweit zu fesseln, so daß Renate sich ganz dem Zauber der Erinnerung hinzugeben vermochte. Die Seereise ging sehr glücklich von Statten, nur kleine, glitzernde Wellen kräuselten die blaue Fluth, das Dampfschiff flog leicht und sicher dahin, und selbst Brigitte söhnte sich etwas mit dem Meere aus.

In der Hafenstadt hätten die Wege der Reisenden sich eigentlich geschieden, und der Doctor fühlte eine leise Regung von Gewissensbissen, daß er seinem

Collegen noch länger die Bürde der übernommenen Praxis überließ; dennoch mochte er sich den Wunsch nicht versagen, Waldstein zu sehen. Er hatte ja auch versprochen, seinen Patienten ganz sicher heimzubegleiten; und diese Pflicht vereinte sich schön mit dem eigenen Herzensbedürfniß, die Stätte kennen zu lernen, welcher der Geliebten Heimath war. Es ist dies ein so ganz natürlicher Wunsch, den Jeder, der wahrhaft liebt, empfindet.

„Aber Herr Doctor, was werden Ihre Patienten sagen, können Sie denn noch länger abkommen?" fragte Renate; doch man sah die Freude aus ihren Augen leuchten, den Oheim noch ferner unter so sicherem Schutze zu wissen, den Freund noch länger an ihrer Seite zu haben.

„Mein ganzes Leben ist ein schwerer, langer Arbeitstag gewesen, nun hat es einmal einen schönen, langen Sonntag gegeben, und von dieser Festzeit werde ich wohl mein noch übriges Dasein zehren müssen, deshalb will ich sie mir nicht durch kleine Scrupel verkürzen."

„Ein langer Sonntag! Habe ich auch etwas Theil daran, daß es Sonntag war?" fragte Renate mit einem Anflug der Neckerei, die früher zwischen ihr

und Doctor Oswald geherrscht, jetzt aber mit einer süßen Innigkeit verwebt war.

Wenn sie den Blick gesehen, mit dem er sie betrachtete, so leuchtend, so liebreich — wenn sie die Antwort seines Herzens gehört: „Den ganzen Antheil, Du, einzig Du hast mir den Sonntag bereitet!"

Als Renate aufsah, war jenes Aufleuchten verschwunden und lachend erwiderte der Doctor:

„Ja, Fräulein Renate, Sie haben Ihr gutes Theil beigetragen zur Behaglichkeit dieser Zeit, ohne einen hübschen kleinen Aerger kann ich nun einmal nicht leben, und dafür hat Ihre Tyrannei und Herrschsucht genügend gesorgt."

Obwohl Renate mit lachte, so schien sie doch eine andere Antwort erwartet zu haben, es war ihr selbst nicht klar, was ihr in diesem Scherze wehe that. Brigitte, die zufällig Frage und Erwiderung vernommen, empfand zum ersten Male ein leises Mißfallen an Doctor Oswald und gestand sich, daß ihr Heiliger doch zuweilen ein wunderlicher Heiliger sei.

„Solche dumme Antwort!" brummte die gute Alte. „Man konnte deutlich sehen, daß mein Fräulein etwas ganz Anderes erwartet. Das wäre vielleicht der geeignete Moment gewesen, ihr eine Ahnung

vom Stand der Dinge zu geben. Doch die klugen, studirten Menschen sehen vor übergroßer Gelehrtheit oft weniger als eine alte, einfältige Frau. Jetzt den rechten Blick und das passende Wort, da hätte ihr ein Licht aufgehen müssen."

Aber Renate blieb im Dunkel, auch da noch, als Doctor Oswald — nachdem er zwei Tage in Waldstein geweilt, dessen Reize noch durch den Schmuck eines verspäteten Herbstes erhöht worden — Abschied nehmend vor ihr stand. Sie wußte, daß er allen Danksagungen abhold war, und so sprach sie ihm ihre große Erkenntlichkeit nur in der einfachsten Weise, doch mit rührender Innigkeit aus.

„Gott vergelte Ihnen Alles, was Sie an uns gethan! Werden wir von Ihnen hören?"

„Schwerlich. Ich bin kein Freund vom Briefschreiben, habe auch nicht Zeit genug zu diesem Luxus der Gefühle. Aber wenn Sie mich jemals brauchen, Fräulein Renate, dann rufen Sie mich, und so schnell als Eisen und Dampf einen Menschen befördern können, eile ich herbei. Ja, dies Versprechen müssen Sie mir geben und es sei der beste Lohn für kleine Dienste, die Sie gewaltig überschätzen, — wenn Sie

eines treuen, zuverlässigen Freundes bedürfen, dann rufen Sie mich an Ihre Seite!"

„Ich weiß, daß ich keinen treuern Freund habe als Sie," sagte weinend Renate, die bei dem Scheiden der letzten Person, welche mit jener Zeit im Zusammenhange stand, ein so unbeschreibliches Gefühl des Wehes und der Verlassenheit empfand, daß alle Thränen, die sie meist so muthig bekämpft, sich jetzt aus dem Herzen drängten und sie überwältigt von ihrer tiefen Erschütterung ihr Haupt an die Schulter des Mannes lehnte, dem sie schrankenlos vertraute, dessen Schutz und Nähe sie mit der Ruhe und Sicherheit erfüllten, wie sie solche nur ihrem Vater gegenüber empfunden.

Sanfter konnte nicht die Hand einer Mutter sein, als die des Freundes, mit der er liebkosend und wie beruhigend über ihr Haar strich, indem er leise sagte:

„Gott segne und behüte Sie, mein liebes, theures Kind!" —

Er ging wieder hinein in die Welt, zu dem mühevollen Berufe, in das Drängen und Treiben der Geschäfte, mit dem unerfüllten Sehnen im Herzen. Sie begann von Neuem das einsame Leben, dessen Stille kein süßer Traum, kein freudiges Hoffen mehr

verklärte; sie konnte das Glück, die Liebe nicht mehr erwarten, beide waren Renaten dargereicht, doch ihr Wahlspruch stand abwehrend ihr zur Seite, sie durfte diese Schätze sich nicht zu eigen machen, er verbot selbst das Zurückträumen in die vergangene, selige Zeit, und die lustigen Kinder der Phantasie, die Gedanken, entflatterten, verscheucht durch die strenge Hand, durch den ernsten Blick der Pflicht. —

Neunzehntes Kapitel.

Die Heimkunft.

Wenn Werner Thorsten schon die Reise nach dem Seebade in düsteren Gedanken, in müder, bedrückter Stimmung gemacht, aus der das Begegnen mit Renate ihn herausriß und wie ein erfrischender Hauch über sein ganzes Sein dahinstreifte, bis dieses mit allem Denken und Fühlen sich zur Liebe für sie entflammte, wenn er schon damals schmerz- und hoffnungslos in die Zukunft geblickt, so lag diese jetzt doppelt finster vor ihm, nachdem eine kurze, sonnige Zeit ihm gezeigt, welche Schätze das Leben bieten könne in der Vereinigung Zweier durch Liebe Verbundener.

Entsagen müssen! es ist ein hartes Gebot, besonders für einen Mann schwer zu begreifen und auszuführen. Werner vermochte noch nicht mit dem Pflicht-

gefühl all die lockenden Bilder zu bannen, welche die Gedanken an ein Leben mit Renate ihm ausmalten; und wenn er in der Scheidung von seinem jungen Weibe kein so schweres Unrecht sah, so mag das Eine als eine leise Entschuldigung für ihn dienen, daß er überzeugt war, Eva liebe ihn nicht, aus dem kurzen Traum ihrer romantischen Schwärmerei erwacht, beklage sie den Mißgriff ihrer Ehe, die sie so jung, so lebensfroh an des ernsten, so viel älteren Mannes Seite binde, und sie fühle die Kette noch drückender als er. In wie weit er zu dieser Annahme berechtigt war, ob er sich im Irrthum befand, das wird das Fortschreiten der Begebenheiten lehren.

Es war ein grauer, trüber Herbstabend, als die Thürme jener Stadt, in der er seinen Wohnsitz genommen, vor Werner aufstiegen. Mit einem Gefühle seltsamer Beklemmung fuhr er durch das altersgraue Thor in die volkreichen Gassen hinein, die mit ihrem Lärm und Gewühl einen ihm sehr unangenehmen Contrast zu der süßen, friedlichen Ruhe des Stranddorfes boten. Die Gaslaternen brannten schon, die Verkaufsläden strahlten ihre Helle auf die Straßen hinaus, auf denen die Menschen eilig und geschäftig oder langsam promenirend sich dahin bewegten.

Die Droschke hielt vor Werners stattlichem Hause, das still und dunkel, inmitten der erhellten Nebengebäude, an dem großen, schönen Platze lag. Kein Diener erschien, den Wagenschlag zu öffnen, selbst erst auf mehrmaliges, zuletzt ungestümes Klingeln ward die Hausthür aufgezogen. Der Kutscher, reich bezahlt, trug diensteifrig das Reisegepäck in den Flur, auf dem eine Lampe matt glimmte. An dem oberen Ende der Treppe wurde endlich das Hausmädchen sichtbar, lief aber mit einem Rufe des Schreckens wieder von dannen.

Die unheimliche Stille im Hause, das scheue, befremdende Thun der Dienerin verkündeten Werner, daß eine Trauerkunde ihn erwarte, und wie mit kalter Hand griff es an sein Herz. Er eilte die Stufen hinan nach dem Zimmer seines Kindes. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, der Knabe lag anscheinend mit dem Tode ringend in seinem Bettchen. Das Schluchzen der alten Wärterin, das Aechzen und Röcheln des Kindes waren die ersten Laute, welche ihm entgegenschlugen. Vergebens suchten Werners Augen Eva.

„Was ist geschehen? wo ist meine Frau?"

Ein banges Schweigen.

„Reden Sie schnell — verschweigen Sie nichts! Ist auch sie von der Krankheit befallen — ist — sie todt? Antworten Sie mir!"

„Die gnädige Frau ist auf dem Ball."

Werner wurde todtenblaß und seine Lippen preßten sich heftig auf einander. Wenngleich er kein Wort äußerte, so erbebte die Wärterin vor seinem Gesichtsausdruck und stammelte zögernd:

„Herr Thorsten, gewiß, wir sind Alle außer Schuld — unser kleiner Paul war gar nicht krank, nicht des Nennens werth. Der Herr Medizinalrath schalt noch, daß wir darum nach ihm geschickt, und meinte, es sei auch nicht ein Schatten von Gefahr; vor einer halben Stunde hat es sich plötzlich so zum Schlimmen gewandt."

„Ist nach dem Arzt gesandt?"

„Die Köchin ist dorthin, Friedrich holt die gnädige Frau, — die Gesellschaft ist draußen auf dem Landsitze des Herrn von Voß — Lisette ist soeben nach einem zweiten Doctor gelaufen."

„Mein Kind, mein armer süßer Knabe! Kennst Du Papa nicht mehr?" fragte Werner mit einer herzinnigen Zärtlichkeit, sich über das Bettchen beugend, wie man sie diesem kalten, düsteren Mann kaum

zugetraut. „Ja, es ist Papa, er ist wiedergekommen und will nun immer bei Dir bleiben, und hat Dir schöne Muscheln und helle, glitzernde Steinchen mitgebracht. Kennst Du denn Deinen Vater nicht wieder, mein Liebling?"

Wie ein schwaches Lächeln glitt es über das kleine, blasse Gesicht, und es war, als wenn das heiße Händchen die Hand des Vaters suche, aber die schönen Augen des Knaben waren schon umflort.

Die Aerzte kamen, drei auf einmal. Sie standen bestürzt, der Hausarzt geradezu entsetzt vor dem Bett des kranken Kindes. Es war ein Ausnahmsfall, der vor ihnen lag; sie sprachen und beriethen, Boten wurden nach der Apotheke entsendet, die ersten Mittel noch im Beisein der Doctoren gegeben. Einer von ihnen fuhr selbst der Mutter des Kindes entgegen, die sich auf einem wohl eine Meile von der Stadt entfernten Landsitz befand.

Endlich rollte ein Wagen mit donnerndem Gerassel vor das Haus — mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit flog eine weibliche Gestalt die Treppe hinauf, die Thür ward aufgerissen und mit einem Weheschrei stürzte Eva an dem Bett ihres Sohnes nieder.

Werner hatte die Dienerin fortgeschickt; er war jetzt kalt, ruhig und besonnen, während die junge Mutter sich in den schmerzlichsten Klagen und Selbstvorwürfen erging. Ein Gefühl des Widerwillens, fast des Hasses, ergriff Werner, als er auf sie blickte, deren Erscheinung von einer so blendenden Schönheit war, daß sie all überall ein Laut der Bewunderung gegrüßt haben würde, und welche doch in dem reichen, orientalischen Kostüm, mit all dem Tand und Flitter, die der Bal masqué erforderte, in diesem Raum, unter den obwaltenden Umständen fast als ein Zerrbild dastand. Werner wenigstens schauderte vor ihr zurück.

„Ende diese Klagen, sie kommen zu spät; störe nicht durch Deinen lauten Schmerz die Ruhe unseres sterbenden Kindes!“

Wie grausam kalt diese Stimme klang, wie erbarmungslos seine Augen sie anblickten! Es war Eva, als wenn er mit Ruhe ihr das Messer in das Herz stieß. Nein, von ihm war keine Milde, keine Gnade zu hoffen! Und wer war er denn, daß er sie ungehört und schonungslos verdammte? Stand er ganz vorwurfsfrei, so hoch über ihr da, daß er sich zu jenem mitleidslosen Richter aufwarf? Selbst inmitten der heißen Schmerzen, welche das Mutterherz litt,

fuhr dieser Gedanke durch die Seele der Gattin und machte dieser Härte gegenüber Eva's Selbstanklage verstummen, wenigstens nach außen hin.

Aber das Kind war gütiger als der Vater, es schien, als ob durch all die mehr und mehr sich um ihn lagernden Schatten doch die geliebte Stimme der Mutter in sein Ohr gedrungen; und leise, fast wie im Traume lispelte es:

„Mama — liebe Mama!"

Ein Jubelklang entfuhr Eva's Brust.

„Hier bin ich — hier mein Herzensliebling!"

Die Augen des Knaben wandten sich nach ihr, doch schüttelte er leise das Köpfchen.

„Kennst Du mich nicht, Paul, mein Engelsherz?"

„Ein Wunder wäre es nicht — in diesem Mummenschanz," entgegnete Werners eiskalte, harte Stimme.

Eva schaute empor; in einem ihr gegenüber liegenden Spiegel sah sie sich wie eine ihr selbst fremde Erscheinung. Sie eilte in ein Nebenzimmer, riß Tunica und Leibchen, Perlen und Blumen ab, einen großen Shawl schlug sie um sich, die reichen blonden Flechten hingen halb gelöst hernieder, so mehr einer

Büßenden ähnlich lag sie wieder am Bettchen ihres Kindes.

„Bin ich nun Deine Mama — hast Du mich lieb, mein einziger Knabe?"

„Ja," sehr lieb —" tönte es wie ein Engelsflüstern.

Einen Moment war es, als wäre es eine Freisprechung von Schuld für die Mutter und es erfüllte ihr Herz mit Wonne; bald aber nahmen Schmerz und Verzweiflung wieder Besitz von ihr. Zuweilen richtete sie den Blick auf Werner; sie hätte seine Kniee umklammern mögen, ihn anflehend, Erbarmen mit ihr zu haben, nicht noch mehr Steine zu ihrer Last zu häufen. Ein milder Blick von dem Gatten hätte vielleicht Alles wieder zum Guten gewandt, aber es lag eine so furchtbare, abweisende Kälte, eine so steinerne Ruhe auf seinem Antlitz, daß ihr Herz davor zu Eis erstarrte und das bittende Wort auf ihren Lippen erstarb.

Die Zeit ging ihren gleichmäßigen Gang — der Todesengel schwebte herbei, mit sanftem Kuß das sterbende Kind zu berühren, und die feierliche, hochheilige Stunde, welche sonst so oft dazu dient, Herzen näher zu einander zu führen, die letzte Stunde an

einem Sterbelager, welche oft die weihevolle Kraft hat, Getrenntes zu einen, Zorn und Anklage zu beschwichtigen und Versöhnung zu bringen, hier wirkte sie nicht so segensreich. Die schon getrennten Gatten wurden an dem Bettchen des sterbenden Lieblings noch weiter geschieden. In seiner Ungerechtigkeit ging Werner so weit, die Mutter anzuklagen, an dem Tode des Knaben Schuld zu tragen, nicht laut natürlich, doch in seinem Herzen; Eva schien dies zu fühlen, und es stand wie eine Mauer zwischen ihnen.

„Es ist vorbei,“ flüsterte der zurückgekehrte Arzt dem Vater leise zu; Eva hatte es doch gehört. Mit einem wilden, herzerschütternden Schrei brach sie bewußtlos zusammen.

Werner hob sie auf; die schöne, warme Gestalt lag in seinen Armen, die Fluthen des blonden Haares hingen um das Antlitz, das fast noch das Antlitz eines Kindes war, doch kein Gefühl der Zärtlichkeit oder Liebe regte sich im Herzen des Mannes. Dem Arzte wurden die Augen feucht, als er auf die junge, kinderlose Mutter blickte, deren Züge selbst noch in dem Zustande der Ohnmacht einen so erschütternden Seelenschmerz ausdrückten; aber der eigene Gatte blieb kalt und ungerührt. Sanft trug er sie nach ihrem Zimmer,

vorsorglich legte er sie nieder und rief die Dienerinnen herbei; als jedoch Eva aus ihrer langen Ohnmacht erwachte und ihre Augen Werner suchten, fanden sie ihn nicht.

Starr und düster saß er in seinem Zimmer oder er weilte bei der kleinen Leiche, während Eva, ein Raub ihres eigenen Jammers, der in dieser excentrischen Natur oft bis zu wahnsinniger Verzweiflung stieg, in ihren Gemächern weilte, unsichtbar für Jeden, außer für den Arzt. Dieser konnte kein Vermittler zwischen den Gatten sein, denn auch ihn klagte Werner im Stillen der Fahrlässigkeit an. Er, er würde die Gefahr des Kindes gesehen haben, er hätte sich unter solchen Umständen gewiß nicht von ihm entfernt. Wenn aber Jemand die Frage an ihn selbst gerichtet: „Und weshalb warst Du fern von Deiner Familie, aus welchem Grunde ließest Du Frau und Kind, deren natürlicher Beschützer und Berather Du bist, von denen ein guter Familienvater sich nur in den Fällen der Noth trennen soll, — warum ließest Du sie allein?“ Da würde Werner gestutzt haben und vielleicht zur rechten Einsicht gekommen sein, doch es war Niemand da, diesen Einwand zu erheben, und das eigene Gewissen machte ihn noch nicht. Er warf

Eva vor, eine schlechte Mutter gewesen zu sein, und durch die eigene Vergnügungssucht das Kind theilweise geopfert zu haben, denn er vermochte den Gedanken nicht zu bannen, daß dem Knaben etwas geschehen oder mindestens die Hülfe verzögert sei, was Eva's Anwesenheit verhindert haben würde; und in dieser Ueberzeugung lag wenigstens eine Entschuldigung für seine Anklage. Daß er aber noch viel schwerer als Vater und Gatte gesündigt, kam ihm nicht in den Sinn. Er hatte sich von dem Sohne lossagen wollen, wenn seine Frau es verlangte und nur so die Scheidung zu ermöglichen gewesen, und nun die Hand des Todes ihm das Kind genommen, nun klagte er über den unersetzlichen Verlust, und sein Schmerz verblendete ihn so, daß er hart und ungerecht gegen Alle ringsumher wurde.

Während Werner unter diesen Qualen litt, kämpfte die arme Eva noch härteren Kampf. In ihr weicheres Gemüth fanden die Selbstvorwürfe schneller Eingang und stiegen bei ihrem Charakter, dem noch jede Mäßigung fehlte, oft bis zu einer solchen Höhe, daß die schwarzen Schatten ihr das klare Licht der reiflichen Ueberlegung zu erlöschen drohten. Dann nannte sie sich die Mörderin ihres Kindes, und klagte

sich in einer Weise an, gegen die Werners Härte und Ungerechtigkeit nichts war, dann fand sie es recht und natürlich, daß er ihr auswich.

O, wenn sie auf die Stimme ihres Gewissens gehört, die ihr so dringend und mahnend vom Besuche dieses Festes abrieth! Nicht daß sie den unglückseligen Ausgang geahnt, aber Eva war bei allen Fehlern ihrer Natur und Erziehung doch fein und tactvoll, sie fühlte, daß sie in des Gatten Abwesenheit eigentlich nicht bei solchen Festlichkeiten hingehöre, daß sie bei ihrer großen Jugend ohne männlichen Schutz diese Gesellschaften meiden müsse. Sie hatte lange gezögert, die Einladung anzunehmen, und um so mehr, je dringender man ihr zuredete zu kommen, da man die junge, schöne Frau bei den lebenden Bildern kaum entbehren konnte. Einer Bemerkung ihrer Freundin, jenes Fräulein von Strehlen, gegen die Werner schon so lange eine Abneigung hegte und die er Eva's böses Princip nannte, gelang es endlich die junge Frau umzustimmen.

„Meinethalben sitze Du hier in Sack und Asche, wie es einer liebenden, trauernden Wittwe geziemt," hatte die geistvolle, doch bittere und scharfe Dame gesagt — „warte ruhig und geduldig, bis es Deinem

Herrn und Gebieter einfällt, zurückzukehren zu seiner gehorsamen Sclavin; aber dann sei auch zufrieden mit Deinem Loose, dann sei auch ganz Sclavin und beklage Dich nicht; verlange nicht, daß man Dir rathen soll, wie es besser werde. Werner Thorsten scheint mir nicht der Mann, der durch solche Unterthänigkeit wiederzugewinnen ist, reize vielmehr seine Eifersucht, noch besser seine Eitelkeit — denn die ist bei den Männern noch stärker vertreten; eifersüchtig sind nicht alle, eitel ist jeder; zeige Deinem Herrn Gemahl, daß Du um ihn nicht trauerst, Dich nach ihm nicht abhärmst, der fern von Dir sich prächtig zu amüsiren scheint."

„Wer sagt das, woher weißt Du das?" fragte Eva mit einem Eifer, der einem Menschenkenner sehr bald gezeigt haben würde, wie der Zustand ihres Herzens war.

„Ich dächte, ich hätte neulich irgendwo gelesen, daß der berühmte Künstler, der erste Geigenspieler der Jetztzeit, Herr Werner Thorsten in einem kleinen Seebade ein Concert zum Besten einer zu erbauenden Kirche gegeben habe, welches für die dortigen Verhältnisse einen sehr hohen Ertrag gebracht; mir ist, als wenn in dem Artikel auch etwas von Tanz und

lebenden Bildern gestanden. Verlaß Dich auf mein Wort, Eva, er amüsirt sich ganz gut; aber das kommt ja auch den Herren der Schöpfung zu, ihnen gebürt auch ein anderes Loos, als uns armen Frauen. Doch genug, ich überzeuge Dich nicht; so bleibe denn ruhig zu Hause; ich werde Dir später Alles recht ausführlich von dem Zauberfeste erzählen."

Die kluge, schlaue Versucherin ließ den Gegenstand fallen, auf den die junge Frau mit ihrer echten Eva-Natur nun von selbst zurückkam. Den dringenden Bitten hatte sie zu widerstehen vermocht, aber das, wie es ihr schien, so leichte Aufgeben ihrer Mitwirkung konnte sie nicht ertragen.

„Bestelle den Herren, welche die Bilder arrangiren, ich würde kommen!" sagte sie beim Abschiede zu Thekla von Strehlen, doch ein flammendes Roth glühte auf ihrem lieblichen Gesicht empor, und ihre Stimme klang hastig und unsicher.

Noch am Tage der Vorstellung, als ihren kleinen Paul das leichte Unwohlsein befiel, wie hatte eine innere Stimme sie gemahnt, nicht zu dem Feste zu gehen. Jetzt hatte sie eine so gute Entschuldigung für ihr Nichterscheinen; und wenn Werner es zufällig erfuhr, es hätte ihn doch vielleicht gefreut. Wohl

hatte der Arzt sie über des Kindes Unwohlsein beruhigt, aber der Mutter Herz wollte sich nicht so leicht beschwichtigen lassen. Sie warf die Zeilen der Absage schnell auf das Papier, sie griff schon nach der Klingel, dem Diener zu schellen, daß er den Brief besorge — da kam in das Paradies die Schlange in Form des falschen Stolzes.

Thekla von Strehlen würde doch den Grund ihres Fernbleibens nicht gelten lassen, durch den Arzt unterstützt, würde sie ihre Aussage für nichtig erklären. Sie würde sie der knechtischen Furcht, der zu großen Liebe gegen den Gatten zeihen, gegen ihn, der nach ihrer Liebe nicht fragte. Eva kannte die Gesellschaft, einige hingeworfenen Worte genügten, um Stoff zu einer ganzen Geschichte zu geben, in der man über sie spotten, sie höhnen würde.

Thränen des Zornes schossen in ihre Augen, sie zerknitterte das Billet, und trotzdem war sie noch nicht entschlossen, zu gehen. Sie trat zum Bettchen ihres Kindes, das ganz vergnügt darin spielte. Die Krankheit des Knaben war kein stichhaltiger Grund zur Absage; und nun kamen Eva's Vergnügungssucht und ihre Gutmüthigkeit als Verbündete zu dem falschen Stolz. Das ganze Fest würde zerstört werden durch

ihr Fortbleiben; sie war in zwei Bildern und in einer Quadrille beschäftigt, wer sollte so schnell an ihre Stelle treten — und das Kostüm war so entzückend, kleidete sie so reizend. — Noch einen Blick nach dem fröhlichen, spielenden Kinde; das Billet wurde nicht abgesendet, die mahnende Stimme verstummte. Die junge Frau fuhr zu dem Feste, um mitten aus seinem zauberischen Vergnügen an das Sterbebett ihres Sohnes gerufen zu werden.

Unseliges hartes Geschick, unverdient im gewissen Sinne. Tausende haben mehr verabsäumt und es hatte keine üblen Folgen; dennoch ist es Menschenart nach den Resultaten zu urtheilen. Gottes Auge sieht freilich klarer, seine Güte wird auch nach und nach Ruhe in das zermarterte Herz der armen Mutter senden und die Selbstanklage daraus bannen — doch jetzt ist der himmlische Friede noch fern. —

Werner war täglich in ihr Zimmer gekommen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, doch hatte er es stets so eingerichtet, daß entweder der Arzt oder eine der Dienerinnen anwesend war. Dieser Act kalter Höflichkeit, dies Vermeiden jedes Alleinseins mit ihr, verletzte Eva noch mehr, als wenn ihr Gatte ganz fern geblieben. Er sah sie nie in ihrem tiefen

Schmerz, ihrer heißen Reue, sondern nur in Trotz und Kälte, die in seiner Gegenwart mehr und mehr hervortraten, darum zieh er sie auch noch der Gefühllosigkeit, und die Mauer zwischen ihnen ward immer höher, die Kluft immer schroffer. Wenn zwei Menschen erst auf den Punkt des Mißverstehens und Verkennens angelangt, auf dem Werner und Eva sich befanden, dann dient Alles, auch das Unbedeutendste dazu, sie ferner von einander zu rücken.

Eva wollte ihren kleinen Paul mit eigenen Händen zu dem letzten Erdengange ankleiden, doch die Kraft verließ sie; in einer Ruhe, die fast Stumpfheit zu nennen war, lag sie in ihrem Zimmer, der Thränenquell war versiegt; es schien, als wenn das Leben in ihr, geistig wie körperlich, zu einem Stillstand kommen wolle, bis der Gedanke sie erfaßte und wieder emporrüttelte, es sei die letzte Nacht, in der ihr Liebling noch bei ihr weile. Sie erhob sich von dem Ruhebett, auf das man sie gelegt nach jener schrecklichen Scene, als sie die kleine kalte Gestalt in ihren Armen gehalten hatte. Die alte Wärterin des Kindes, die jetzt Eva pflegen sollte, war vom vielen Weinen erschöpft eingeschlafen. Es war schon tiefe Nacht, als Eva aus dem lethargischen Zustand erwachte, der

weder Schlaf noch Ohnmacht gewesen. Sie nahm ein brennendes Licht und schlich leise damit in das Zimmer, in dem der kleine Sarg stand.

Wie friedlich das süße Gesicht des Kindes war, dessen Köpfchen, von den blonden Locken umflossen, auf dem schneeweißen Kissen ruhte. Hier an dieser Stätte, zur Seite ihres geschiedenen Lieblinges fand Eva die Thränen wieder, die beste Linderung für einen so brennenden Schmerz wie der ihrige; hier aber senkte sich auch zum ersten Mal ein Strahl des Friedens und des Trostes in ihr Herz; denn sie konnte wieder beten.

O, wenn Werner jetzt gekommen wäre! in dieser feierlichen Stunde, da Eva's Seele so weich und innig, so nach Liebe und Versöhnung dürstend war, hätten die Herzen der Gatten sich finden müssen. Ja, sie dachte sogar daran, ob sie es wagen könne, in das Zimmer ihres Mannes zu gehen. — Und als sie seinen Schritt hörte, als der Himmel selbst ihren Wunsch zu erfüllen schien, und Werner von dem gleichen Gefühl, wie die Mutter, noch einmal zum Sarge des Kindes gezogen ward — da floh Eva von dannen. Kaum daß sie sich Rechenschaft gegeben, was sie forttrieb, dennoch hätte sie nicht zu bleiben vermocht. Als

die Thür sich hinter ihr geschlossen, in demselben Moment, da die gegenüberliegende geöffnet ward, lehnte Eva sich draußen an die Wand, weil ihre heftige Gemüthsbewegung sie der Kraft zum Weitergehen beraubte.

Daß doch ihr Fuß sie fortgetragen von der Stätte, daß doch ihr Ohr jene unseligen Worte nicht gehört, die der arme Vater von seinem Schmerze übermannt, am Sarge seines Lieblings ausstieß: „Mein süßer Knabe, mein geliebter Paul. Du warst stets so frisch und kräftig — Du könntest noch leben, Dich hat man hinsterben lassen, hat Dich durch Fahrlässigkeit getödtet.“

„Getödtet!“ Eine heisere Stimme wiederholte das schreckliche Wort, eine fast zusammenbrechende Gestalt schleppte sich dahin nach ihrem Zimmer und immer umschwirrte sie das Wort: „Getödtet!“

Zwanzigstes Kapitel.

Die Kluft wird weiter.

Die Beerdigung war vorüber, der kleine Sarg ruhte in der Gruft, und der tiefbetrübte Vater kehrte in das stille Haus zurück.

Nach dem Zimmer seiner Gattin richtete Werner die Schritte. Ein milderes Empfinden war in ihm eingekehrt, der Engel der Versöhnung hatte sein Herz berührt; es war, als hätte die Hand seines Kindes aus dem Grabe heraus, aus dem Himmel hernieder mit bittendem Finger an seine Seele geklopft. Ein tiefes Mitleid mit der jungen Mutter war an Stelle des Grolles und der Bitterkeit getreten.

In dieser weichen Gemüthsstimmung trat Werner zu Eva hin, die bei seinem Anblick fast erschauderte, denn es war ihr, als sollten die fürchterlichen Worte ihr wieder zugeschleudert werden. Man möchte glau-

ben, sie sei nicht vollkommen ihrer klaren Besinnung mächtig gewesen, daß sie auf Werners leisen Kuß und die Worte: „Meine arme Eva, ich komme, Dir den letzten Gruß unseres Kindes zu bringen" — mit furchtbarer Bitterkeit, fast mit Hohn erwiderte:

„Scheust Du Dich nicht seine Mörderin zu küssen; schauderst Du nicht zurück vor ihr? Thu Dir ja keinen Zwang an, ich habe schon gelernt, ohne Dein Mitleid zu leben."

Seine Augen weilten auf ihr mit einem Blick, vor dem ihr Herz erzitterte, und welchem sie trotzdem Stand hielt — dann ging er wortlos aus dem Zimmer; es nicht wieder zu betreten.

Das war Werner zu viel gewesen; dem versöhnenden Wort diese Erwiderung!

Eine dumpfe, schwüle Stille lagerte sich über das Haus, in dem die Gatten getrennt von einander ihr schweres Kreuz trugen. Die Trauer um das Kind machte es nicht auffällig, daß sie sich von jedem Verkehr mit der Außenwelt zurückzogen, und da Eva niemals nähere Freundinnen gehabt, außer jener Thekla von Strehlen, die zu ihrer großen Erleichterung nicht in der Stadt weilte, so lebte sie ganz einsam.

Draußen in der großen Welt jagte ein Ver-

gnügen das andere; der Carneval war von seltener Lebhaftigkeit und Pracht, und wenn die Wagen vorbeirollten, die Bekannten und Genossen zu den glänzenden Festen zu führen, so dachte die junge Frau in ihrem stillen, einsamen Zimmer liegend, wie auch sie einst so heiter und sorglos unter ihnen gewesen. Sie sehnte sich nicht in die Welt zurück, ein Schauder ergriff sie noch immer, wenn sie an ihr letztes großes Fest dachte, wie sie getanzt, als ihr kleiner Sohn schon im Sterben lag. Nein, sie empfand kein Verlangen nach jenen rauschenden Vergnügungen; wunschlos, in eine dumpfe Apathie versunken, brachte sie ihre Tage hin, mit neunzehn Jahren war sie lebensmüde; fest überzeugt, daß Glück und Freude auf immer für sie ertödtet seien, schien es ihr das Beste, wenn sie sterben könnte.

Und Werner? Die Einsamkeit, in der er lebte, in die Eva's schroffes Wesen und bittere Worte ihn gebannt, war nicht geeignet, seine Leidenschaft für Renate zu vermindern. Mehr als je, mehr als es recht war, weilten seine Gedanken bei ihr. Er hatte ihr geschrieben, den Tod seines Kindes zu melden; und wenn er in dem Feingefühl seines Herzens auch nicht Anklagen auf Eva gehäuft, so ging doch aus der

ganzen Schilderung und dem Tone des Briefes deutlich hervor, wie der Bruch zwischen den Gatten immer schroffer geworden, ja, daß derselbe Werner unheilbar scheine, und er in einer Scheidung die einzige Rettung sähe, daß nicht Beide in Groll und Bitterkeit verloren gingen.

Wie Renatens Antwort lauten würde, war vorauszusetzen, dennoch mußte Werner einen Hoffnungsschimmer gehegt haben, der jedoch auf einen Schlag verlöscht wurde. Renate schrieb, daß es fortan seine Pflicht sei, die vereinsamte Mutter mit verdoppelter Güte und Liebe zu umgeben, sie zu trösten und zu stützen mit Geduld und Treue. Gott raube uns oft unser Liebstes, um die Zurückbleibenden in dem Schmerz, in der Trauer um den Geschiedenen enger zu verbinden. So werde auch ihnen Beiden der schwere Verlust zu einem einigenden Bande werden — wehe Allen, bei denen der Tod statt die Hinterbliebenen zusammenzuführen, diese noch mehr scheide. Zum Schluß sagte Renate, daß dies der letzte Brief sei, den sie beantworte, daß ihre Grundsätze ihr verböten, in eine solche Correspondenz zu treten, und sie bat Werner dringend, ihren Wunsch zu ehren.

„Herzenskalt — eine echte schroffe Priesterin der

Pflicht!" sagte Werner mit schneidender Bitterkeit. „Ja, Du Hohe und Heilige, Deine Wünsche sollen erfüllt werden! Nichts soll dich wieder an mich gemahnen, als der Schmerz in Deinem eigenen Herzen, denn ich weiß, daß Du mich liebst, daß Du schwer leidest. Doch dann kannst Du ja die Pflicht als kühlenden Balsam auf die brennende Wunde legen."

Und er zerriß den Brief in seinem finsteren, leidenschaftlichen Grollen, um nachher zu wünschen, ihn nicht vernichtet zu haben, damit er jene Stelle, wo sie ihm ihre herzinnige Theilnahme am Tode des Kindes aussprach, von Neuem hätte lesen können. Werner befand sich jetzt in einer entsetzlich düsteren Stimmung, in der er mit Gott und aller Welt haderte und sich selbst feind war, und die nur durch körperliches Kranksein bis zu diesem Punkte steigen konnte. Es gab nichts auf der Welt, das ihm die geringste Freude machte, eine Spur von Interesse einflößte. Selbst die Musik, welche ihn sonst immer emporgetragen über der Erde Weh, war ihm jetzt zuwider. Seine Geige blieb unberührt, und die Oper, an der er früher mit Eifer und Lust gearbeitet, ruhte als etwas fast ganz Vergessenes nicht nur im Schrank, sondern auch in seinem Kopfe. — Dabei wurde das

Leben im Hause immer bedrückender; die Herzen der Gatten verhärteten sich mehr und mehr in Trotz und Groll gegen einander, und jeder entschwindende Tag legte eine größere Entfremdung zwischen Beide; so daß selbst das Sehnen nach Versöhnung, welches im Anfange noch in ihnen gelebt, nach und nach erstarb oder von Bitterkeit und Hochmuth so zurückgedrängt wurde, als existirte es gar nicht mehr. Daß es zuletzt Eva und Werner war, als müsse es sein wie es war, als könne es gar nicht mehr anders werden, war vielleicht das Schlimmste von Allem.

Endlich fühlte Werner, es müsse etwas geschehen, er müsse eine Anstrengung machen, sich aus dieser Apathie herauszureißen, über die er in besseren Momenten mit sich selbst schalt, die er eines Mannes unwürdig nannte; aber der Geist vermochte nicht über den leidenden Körper den Sieg zu gewinnen, und trotzdem war es keine eigentlich ausgesprochene Krankheit, die ihn ergriffen, gegen die der Arzt hätte wirksame Mittel anwenden können. Es war die Doppelwirkung des erregten Gemüthes auf den Körper, dessen dadurch gestörtes Gleichgewicht nun wieder die Heilung der Seele erschwerte.

Nach einer langen Berathung mit dem Arzt kam

Werner zu dem Entschlusse zu reisen. Eine gänzliche Veränderung der Lebensweise, ein Loslösen aus allen bestehenden Verhältnissen, neue Scenen, fremde Länder und Menschen würden, so glaubte er, vielleicht eine günstige Wirkung auf ihn ausüben. Ja, selbst für seine Beziehungen zu Eva hoffte er von einer längeren Trennung Gutes. Den Gedanken an eine Scheidung hatte er nach Renatens zweiter Zurückweisung ganz aufgegeben. Wozu ein so auffälliger Schritt, wenn er die, welche er liebte, doch nicht dadurch erringen konnte? Und ob er sie denn eigentlich noch liebte? In dem jetzigen Seelenzustande erstreckte sich Werners Bitterkeit und Groll auch auf Renate. Sie hatte ihn durch die Drohung, seine Briefe zurückzuweisen, auf das Empfindlichste in seinem Stolz verletzt; und Werner gelobte sich heilig, nie wieder an sie zu schreiben, ja alle Kraft anzuwenden, jeden Gedanken an sie zu bannen. Wenn dieser Entschluß aus dem Boden der Pflichttreue entkeimt wäre, wenn das Bemühen, seine unerlaubte Liebe zu überwinden, durch bessere Motive, als Zorn und Stolz unterstützt worden wäre, vielleicht daß Werner den Sieg errungen; denn die Pflicht ist ein starker Verbündeter, und der

Kampf unter ihren Fahnen verleiht, wenn auch nicht unbedingt Sieg, doch immer Gewinn.

Wie es eigentlich um sein Herz stand, wußte Werner selbst nicht genau, die Stimmungen waren so wechselnd, daß eine Schilderung nicht möglich wäre, nur, daß es anders werden müsse, wenn er sich nicht selbst verlieren solle, das war ihm klar.

Herbst war es gewesen, als der tiefbetrübte Vater seinen Knaben in die Gruft gebettet, die ersten Frühlingsblumen waren bei dem kleinen Grabe schon verblüht, das die Eltern des Kindes zwar oft, doch nie zusammen besuchten; der weiße Blüthenschnee der Bäume hatte schon reifenden Früchten Platz gemacht, als Werner Eva seinen Entschluß, das Vaterland auf längere Zeit zu verlassen, verkündete. Sie vernahm es ohne ein Zeichen der Zustimmung oder Abweisung. Er mußte sie fragen, ob sie ihn gehört, ehe sie zeigte, daß die Worte zu ihr gedrungen.

„Ich glaube, eine längere Trennung wird auch auf unser persönliches Verhältniß günstig wirken, Eva,“ sagte Werner mit mildem Ernst; denn wenn er auf das junge, schöne Wesen blickte, das so lebensmüde und geknickt vor ihm saß, ergriff ihn ein tiefes Erbarmen.

„Die Zeit der Abwesenheit wird, wie ich hoffe, manche Wunde heilen, und ein besseres Verständniß zwischen uns anbahnen, das wenn auch nicht Liebe, doch ein gegenseitiges Tragen und Dulden in unsere Ehe bringt."

Eva's starrer Sinn wollte weicher werden bei seinen Worten, doch der Ausdruck „wenn auch nicht Liebe," verwischte Alles wieder. Sie sah darin seinen Wunsch, sie darauf vorzubereiten, daß er sie nie lieben könne, die Besorgniß, daß sie sich falschen Hoffnungen hingeben könne und das war genug, dieses heiße, ungestüme Herz, diesen stolzen, eigensinnigen Kopf wieder zu empören und alle milderen Gefühle zu verdrängen.

„Keinesfalls kann es schlimmer werden, als es jetzt ist — und jeder Wechsel, der die gegenwärtigen Zustände ändert, ist mir angenehm," entgegnete sie kalt.

Werner schien eine andere Antwort erwartet zu haben; vor dieser ruhigen, kalten Erwiderung floh auch das weichere Empfinden wieder zurück in sein Herz, dem es leise, wie ein Sonnenstrahl aus dunkler Wolke, entschlüpft war.

„So hast Du nichts gegen meine Reise einzuwenden?"

„Nicht das Geringste — weshalb auch?"

„Du wirst einsehen, Eva, daß Du bei Deiner großen Jugend nicht allein leben kannst; daß es mindestens der Welt gegenüber sonderbar wäre — der wir doch so wenig wie möglich Veranlassung zum Reden geben wollen — wenn Du so ganz ohne Schutz zurückbliebest. Ist es Dir recht, in das Haus meiner einzigen Verwandten mütterlicher Seits zu gehen, die in der Residenz lebt — oder ziehst Du einen anderen Aufenthalt vor?"

„Mir ist Alles recht, oder vielmehr Alles gleichgültig."

„Es wird aber im Hause der alten Dame sehr einsam, ja einförmig sein, wird Dich das nicht zurückschrecken, Eva?"

„Ich bin am liebsten jetzt allein, von Niemand gestört," lautete die fast mißmuthig klingende Antwort.

So endete diese Unterredung, welche vielleicht mit etwas mehr Freundlichkeit oder gar weniger Trotz und Schroffheit von Eva's Seite ein ganz anderes Resultat erzielt hätte. Und war diese trotzige Sicherheit und Ruhe, dies kalte Grollen denn der natürliche Zustand von Eva's Herzen, war wirklich die Liebe erstorben, oder nur zurückgedrängt? Konnte eine so junge Frau diese Selbstbeherrschung haben, bei dem Abschied

von dem geliebten Manne so kalt und gleichgültig zu bleiben? oder war Werners Annahme für ihn jetzt zu einer unumstößlichen Gewißheit gereift: Eva habe ihn nie wahr und recht geliebt, wirklich begründet? Ihm wenigstens konnte es nicht verargt werden, wenn er diesen Glauben hegte; er wußte nichts davon, wie Eva am Tage vor seiner Abreise an seiner Thür gestanden, von ihrem Herzen dahingetrieben, seine Versöhnung zu erbitten, und wie der böse Dämon des Stolzes und die falsch aufgefaßte Weiblichkeit, die da verboten, daß die Frau den Mann suche, sie wieder davon getrieben. Er sah nicht den Ausbruch heißen, wilden Schmerzes, der sie erfaßte und die junge, zarte Gestalt fast zu zerbrechen drohte, nachdem Werner gegangen war, nachdem der Wagen ihn davongeführt — wohin? — auf wie lange? — vielleicht zu einer ewigen Trennung?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das stille graue Haus.

Ein schmales, hohes Gebäude mit düsterem Anstrich liegt in einer der weniger belebten Straßen einer norddeutschen Residenz; von den Nachbarn rings umher wird es nur „das stille Haus“ genannt, denn schweigsam, ohne ein Zeichen des Lebens oder der Regsamkeit sowohl nach außen hin, als auch im Inneren, steht es inmitten des geschäftigen Treibens da. Nie kommt Jemand zum Besuch dorthin, kaum erscheint in Jahren einmal der Briefträger, höchst selten sieht man den Wagen eines Arztes halten, und selbst die Verkäufer, welche ihre Waare hausirend feilbieten, gaben endlich den Versuch auf, in das verschlossene Heiligthum zu dringen, denn ihrem Klingeln ward meist gar keine Antwort oder die sehr bestimmte

und rauhe, sich von dannen zu begeben, es habe Niemand gerufen.

So viel wußten die Nachbarn, denn es hatte sich von einem Miether auf den anderen vererbt, gleichsam wie eine Tradition, daß eine sehr alte, reiche Dame mit einem noch bejahrteren Dienerpaar das Haus seit Menschengedenken bewohne. Die Nachbarschaft hatte gewechselt und sich verändert, die Nebenhäuser waren verkauft oder neu aufgebaut worden, die in den Straßen spielenden Kinder waren Männer und Frauen geworden, an deren Kniee sich schon wieder Kinder schmiegten, überall war ein Wechsel eingetreten, doch das graue, stille Haus stand unverändert da, düster, doch nicht unsauber, im Gegentheil, die Fenster blitzten vor heller Klarheit, und die Gardinen, noch in jener Art aufgesteckt, welche bei unseren Großeltern Mode war, zeichneten sich stets durch Frische und blendende Weiße aus. Wann das Putzen und Säubern in dem stillen Hause geschah, blieb verschiedenen Frauen der Nachbarschaft, die ein besonderes Interesse für derartige hochwichtigen, häuslichen Acte hatten, ein Räthsel. Ob diese Arbeiten vor Sonnenaufgang oder bei Nachtzeit vorgenommen, und wann die zum Lebensunterhalte nöthigen Bedürfnisse

herbeigeschafft wurden, konnte nicht ergründet werden, wenngleich jeder in den gegenüberliegenden Häusern neu einziehende Miether sich mit frischem Eifer an die Lösung dieses Problems machte; denn das alte, graue Haus hatte in seiner Stille und Regungslosigkeit etwas Geheimnißvolles und wunderbar Anziehendes.

Zur bestimmten Stunde und Minute Vormittags konnte ein aufmerksamer Beobachter die hohe, doch etwas gebeugte Gestalt einer alten Dame sich durch die Gemächer bewegen sehen; wahrscheinlich begab sie sich aus der Schlafstube in's Wohnzimmer. Eine kurze Zeit bemerkte man noch das alte Dienerpaar um sie her ordnend und schaffend, dann schien sie ihren Lehnstuhl eingenommen zu haben, und es ward nichts mehr gesehen. Im Zwielicht wurden die Fensterläden — denn selbst die obere Etage des grauen Hauses besaß deren — geschlossen, und zwar zeigte sich der schneeweiße Kopf des alten Dieners mit einer solchen Pünktlichkeit, genau zur selbigen Minute, daß nach diesem Factum von der ganzen Nachbarschaft die Stunde berechnet wurde. „Es ist noch nicht fünf Uhr, die Läden im stillen Hause sind noch offen,“ hieß es im Winter; „jetzt ist es acht Uhr, der Diener

macht dort die Läden zu", im Sommer; und hiermit war jeder Streit über abweichende Uhren entschieden.

Man denke sich das Staunen der Nachbarn, als eines Vormittages an den Fenstern des grauen Hauses ein blondes Köpfchen und ein reizendes Antlitz sichtbar wurde, als die graciöse Gestalt einer sehr jungen Dame sich zeigte. War diese Thatsache an sich überraschend genug, so ward die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Schönheit der Erscheinung noch mehr gefesselt. Still und blaß, in tiefer Trauerkleidung, lehnte die zarte Gestalt am Fenster, müde die Haltung, theilnahmlos der Blick, welcher über die neue Umgebung flüchtig dahin streifte; während Eva nicht zu ahnen schien, wie mehr als ein Augenpaar mit brennender Neugier auf ihr haftete. Als sie es endlich bemerkte, zog sie sich hastig zurück; doch die wißbegierigen Lauscher wurden durch einen neuen Anblick gefesselt, in der oberen Etage erschien noch eine zweite junge Frauengestalt; ein weißes Mützchen saß coquett auf dem zierlichen Kopf und ein Paar fröhliche, schelmische Augen hielten all den verwunderten, fragenden Blicken ruhig, ja lachend Stand. Daß dies die Kammerjungfer der jungen, vornehmen Fremden sei, wurde auch den wenigst Scharfsichtigen klar, und an

ihr durchaus nicht zurückweiseudes Benehmen knüpften sich die kühnen Hoffnungen, bald etwas Näheres über die Geheimnisse des stillen Hauses zu erfahren, vornehmlich über die reizende, blonde Dame, welche den Nachbarn selbst bei diesem so kurzen Sehen ein großes Interesse eingeflößt.

Eine gegenüber wohnende ältliche Frau — sie machte auf den Namen Dame Anspruch — von den Leuten im Hause und der ganzen Nachbarschaft nur „der Spion“ genannt, die sich aber selbst ein höchst wohlwollendes Gemüth gegen alle ihre Nebenmenschen zuerkannte und nur immer im Interesse derselben handelte, sah im Geiste schon die niedliche Kammerzofe am nächsten Sonntag bei sich in ihrem Stübchen, allwo bei einem wohlschmeckenden Schälchen Kaffee und frischem, duftendem Kuchen ganz leise und unmerklich die Geheimnisse der Herrschaft geschickt herausgeschwindelt werden sollten; natürlich in aller Harmlosigkeit und Gottseligkeit und nur zum Besten der Mitmenschen.

Aber sowohl Frau Berger wie alle übrigen Nachbarn sahen sich sehr getäuscht. Die junge blonde Dame erschien nicht wieder am Fenster, und wenn die Kammerjungfer auch noch auf Augenblicke sichtbar

wurde, so sah sie mürrisch und böse aus, bis auch sie nach einigen Tagen ganz verschwand.

Verschwand — wohin? Das war die große Frage, welche bei der wohlwollenden Frau Berger zur Lebensfrage wurde und ihr nicht Tag noch Nacht Ruhe ließ. Daß die Fremden nicht abgereist seien, stand fest bei ihr, denn sie hatte ja selbst zur Nachtzeit Wache gehalten, — wo aber waren sie geblieben? Die abenteuerlichsten Annahmen durchkreuzten den Kopf der alten Frau, ja ihre blühende Phantasie baute zuletzt eine solche Schreckensgeschichte zusammen, daß sie im Interesse ihrer Mitmenschen sich bewogen fühlte, zum Polizeibeamten des Revieres zu gehen und ihm ihre Befürchtungen mitzutheilen, in denen Gift und Dolch eine nicht unwichtige Rolle spielten.

„Es könnte ja doch möglich sein — man hätte schon öfter dergleichen erlebt — hinter den dicken Mauern des stillen Hauses habe es stets wie ein Geheimniß gelauert, — das alte Dienerpaar habe überdies etwas so sehr Unheimliches, und die Dame vom Hause schwanke umher wie eine Ahnfrau — wenn nun jene beiden jungen, blühenden Leben in aller Stille ihren Tod gefunden, sie würde es sich ja niemals habe vergeben können, wenn sie nicht Alles ge-

than, die dunkle Sache aufzuklären, — es sei ihr neulich in stiller Nacht so gewesen, als habe sie einen unterdrückten Schrei gehört — als gewiß wolle sie es nicht behaupten, aber es sei doch nicht unmöglich —"

„Daß Sie den Verstand verloren haben," rief polternd der alte Polizeibeamte, der erst jetzt, als ihr der Athem ausgegangen, zum ersten Male zu Worte kam und sich lange vergebens bemüht hatte, den Redefluß, der wie ein Wasserfall dahinrauschte, zu unterbrechen. „Ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath, Frau Berger, Ihr Spionirsystem — natürlich nur im Interesse für Ihre Nebenmenschen getrieben — aufzugeben und zu Ihrem eigenen Besten nicht falsche, unsinnige Gerüchte zu verbreiten, deren Ursprung dann leicht aufzufinden sein möchte, und der Urheberin hier einen längeren Besuch als den heutigen verschaffen würde. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Berger."

Etwas eingeschüchtert durch diese Drohung, doch in ihrem redlichen Eifer für das Beste der Menschheit nicht erkaltet, kehrte die wohlwollende Frau auf ihren Beobachtungsposten zurück, um zu erspähen, ob die beiden jungen Fremden, die ihre Phantasie nun einmal zu Schlachtopfern gestempelt, noch am Leben seien. Aber düster und geheimnißvoll lag das stille,

graue Haus ganz wie immer vor ihr, Alles ging dort seinen regelmäßigen Gang, kein Zeichen deutete an, daß noch andere als die früheren Bewohner darin weilten.

Und doch befand sich Eva, dieses einst sonnige, lebensfrische Frühlingskind inmitten dieser öden Räume in dieser kalten, erstarrenden Atmosphäre. Es war ein großer Mißgriff von Werner, daß er seine junge Frau hierher bringen konnte, und kaum vermöchte es etwas zu seiner Entschuldigung dienen, daß er so in seiner ganzen ertödtenden Einförmigkeit und Oede das Leben im Hause und den wahren Charakter seiner Tante nicht gekannt hatte. Was die alte Dame aus einem an schweren Schicksalsschlägen überreichen Leben sich an Güte und Wohlwollen gerettet, hatte sie nun noch auf Werner übertragen, dem sie die wenigen Male, da sie zusammenkamen, eine Freundlichkeit bewies, welche für dieses abgeschlossene Gemüth fast Herzlichkeit zu nennen war. Schon daß sie sich überhaupt geneigt zeigte, Eva in ihr Haus aufzunehmen, zeigte, welche Gewalt Werner über sie haben mußte. Ja, sie nahm sie auf, das heißt so viel, als sie gab ihr ein Obdach mit Allem, was an materiellem Comfort dazugehörte, doch nicht eine freundliche oder entgegen-

kommende Empfindung regte sich in dem verknöcherten Herzen der alten Dame, als das junge schöne Wesen sich in schüchterner Lieblichkeit ihr nahte und den rosigen Mund zum Kusse darreichte. Flüchtig streiften die schmalen, bleichen Lippen die frische, reine Stirn, kalt und abgemessen klang der Ton, mit dem sie sagte:

„Um Werners willen öffnete ich Dir mein Haus, doch unter der Bedingung, daß Du in keiner Weise das regelmäßige Leben und die althergebrachten Gewohnheiten darin störst; ich weiche nie und nimmer, und wenn draußen die ganze Welt zusammenstürzte, von meinem System hier in meinem Herrscherreiche ab. Danach richte Dich!"

Schon bedrückt durch die seltsame, unheimliche Stille im Hause, die nur durch das leise Ticken unzähliger Uhren unterbrochen wurde, denn auf allen Corridoren, in jedem Zimmer befanden sich solche, auf die Minute übereinstimmend, ward Eva durch diesen kalten Empfang noch mehr erschreckt. Unter anderen Verhältnissen würde sie augenblicklich wieder abgereist sein, doch in dem Gemüthszustand, in welchem sie sich befand, schien ihr Alles gleichgültig, und etwas mehr Elend auch noch zu ertragen.

Anders verhielt es sich mit ihrer Dienerin, die schon in den ersten Tagen vollkommen auffässig wurde gegen eine Existenz, die sie nicht nur der Freiheit, selbst des Lichtes und der Luft beraubte, wie sie sich in ihrem Eifer ausdrückte, und gegen eine Tyrannei stritt, — denn so nannte sie die pedantischen Gebräuche und Sitten im Hause — die ihr zu ertragen unmöglich war. Obgleich Eva sie ungern scheiden sah, fand sie es doch besser, den steten Reibungen und Feindseligkeiten zwischen der Dienerschaft durch ihre Einwilligung zum Entlassen ihres Mädchens ein Ende zu machen. Mit deren Fortgehen zerriß das letzte äußerliche Band, welches Eva mit der Heimath verknüpfte, und sie stand nun ganz allein da; eine Vereinsamung, die, wie es schien, kaum schmerzlich von ihr empfunden wurde. Der Zustand der Apathie, in den die junge Frau bald nach dem Tode ihres Kindes verfallen war, ging hier in dem monotonen Leben geradezu in Lethargie über. Durch nichts erweckt und angeregt, verfiel Eva in eine so stumpfe Gleichgültigkeit, daß man an jedem inneren, warmen Gefühl bei ihr zweifeln konnte. Wer die junge, hübsche Frau sitzen sah, lässig eine leichte Handarbeit haltend, die nicht gefördert ward, oder ein Buch, auf dem ihre

Blicke nicht hafteten, der hätte sie eher für eine schöne Statue, als für ein lebendes Wesen mit warmströmendem Herzblut nehmen können. Niemand beachtete diesen Zustand; die Tante sah Eva meist nur bei den Mahlzeiten, und da erschien ihr ganzes Sein und Wesen trotz aller Stille und Einsilbigkeit oder vielleicht gerade darum der alten Dame vollkommen natürlich und ihrer eigenen Art entsprechend, so daß ihr niemals einfiel, es könne anders sein. Eva klagte nicht, worüber hätte sie auch klagen sollen? Für ihre Bedürfnisse und Annehmlichkeiten war in dem gut geordneten wohlhabenden Hause auf das Beste gesorgt; ein großer Garten bot ihr frische Luft und Gelegenheit zur Bewegung, Bücher mannichfacher Art fanden sich in der reichen Bibliothek, das alte Dienerpaar behandelte die junge Frau, seit sie ihr Mädchen entlassen, mit aller Aufmerksamkeit, die sie nur verlangen konnte, was hätte ihr fehlen und Grund zur Beschwerde geben sollen? Auch über ihr körperliches Befinden war eigentlich nicht Sorge zu tragen, sie aß und schlief, ob viel oder wenig beachtete Niemand, und sah nicht elend aus. Der Mangel an jeglicher Lebensfrische, fast an Lebensfähigkeit, der sich immer mehr bei ihr geltend machte, dies Versinken in einen Zustand, der

kaum noch ein Traumleben genannt werden konnte, und jedem theilnehmenden Auge Mitleid, dem Arzte ernstliche Besorgniß eingeflößt haben würde, dies ward hier nicht beachtet. Nicht aus Grausamkeit oder Härte von Seiten der alten Dame wurde es übersehen, denn dieser konnte man sie nicht zeihen, einfach aus dem Grunde, weil sie nichts Auffallendes oder Beunruhigendes an Eva bemerkte, sich auch in ihrer abgeschlossenen Weise nicht näher mit ihr beschäftigte. Der bedenkliche Seelenzustand, der die junge Frau fast zu einem Automaten machte, hätte gefährlich werden können, wenn nicht noch rechtzeitig Hülfe gekommen wäre. Die Natur, welche die besten Heilmittel in sich selbst besitzt, bewirkte den Umschlag und zwar nun in einer so heftigen Weise, wie sie sich nur bei Eva's excentrischem Charakter erklären ließ.

Ein ungewöhnlich zeitiges Frühjahr war dem harten Winter gefolgt, den Eva in diesem hinsterbenden Zustande in dem stillen Hause verlebt. Schon im Februar wehten milde Lüfte daher, und das immer gleich entzückende Wogen, Knospen und Treiben des Lenzes begann; jenes geheimnißvolle Schaffen und Weben, welches hauptsächlich Nachts thätig ist, und am Morgen den erfreuten Menschenaugen stets neue

Erdenschönheiten zeigt. Die Schneeglöckchen waren in solcher Fülle erschienen und hatten so eifrig und emsig ihr Weckeramt betrieben, daß selbst die Blumen, welche sonst Langschläfer waren, und erst die anderen versuchen ließen, ob es schon hübsch sei auf Erden, sich diesmal zeitiger auf den Weg gemacht, die Welt mit ihrem Duft und ihrer Farbenpracht zu schmücken. Märzveilchen blühten und die Aprikosenbäume standen mit röthlichen Knospen da. Mit diesem neuen Erwachen der Natur schien auch neues Leben in Eva zu kommen. Noch war es kein Glück, vielmehr war es Schmerz, aber die stumpfe Gleichgültigkeit schwand doch. Sie dachte jetzt wieder mehr an ihr gestorbenes Kind, sie träumte Nachts von ihm und erwachte oft mit heißen Thränen, aber Schmerz und Sehnen hatten doch den lähmenden Bann gelöst, der über ihrem ganzen Sein gelegen.

Sie sehnte sich jetzt nach Regsamkeit und Leben, die Stille im Hause wurde ihr unheimlich, auf die Straße hinausgehen mochte sie nicht, denn noch waren ihr die beobachtenden Blicke unangenehm, und aus den Hinterzimmern sah sie nur in den von Gebäuden umschlossenen, todtenstillen Hof. Da entdeckte Eva eine hochgelegene Giebelstube, welche eine weite, freie

Aussicht auf Nachbarhäuser und Höfe bot, dort weilte sie jetzt oft und schaute mit noch leis umschleierten, träumenden Blicken, in denen aber eine gewisse Theilnahme sich schon regte, auf das Treiben der Menschen um sie her.

Der fleißige Schuhmacher dort, der so emsig bei seiner Arbeit saß und sich ein munteres Liedchen um die Wette mit seinem Dompfaffen pfiff, jene Familienmutter, welche meist mit dem Säugling auf dem Arme und von einer ganzen Schaar kleiner Blondköpfe umdrängt, die sie eifrig fortwies und die sich doch an sie hängten, ihre Arbeit verrichten mußte, die Mägde am Brunnen, die spielenden Kinder, Alles fing nach gerade an, Eva zu interessiren und die nicht erstorbenen, nur schlummernden Lebenskeime in ihr zu wecken.

Eines Tages saß sie wieder auf ihrem Observatorium. Obwohl es erst Ende März, war es ein warmer, fast ein heißer Tag, alle Fenster und Thüren der Nachbarhäuser standen offen und es drangen von dem Leben innen, von dem Geräusch der Beschäftigung Zeichen nach außen. Am Himmel sammelten sich düstere Wolken; und hier und dort schaute ein Greis oder eine Matrone mit der Brille auf der Nase prü-

fend den Himmel an, um dann dem Nachbar tröstend zuzurufen: „Heute werde es Ernst, heute werde endlich der langersehnte Regen kommen!“

Das Gewitter zog herauf, Segen bringend; der warme Regen strömte hernieder auf die schmachtende Erde, und jene unsägliche Wonne verbreitete sich, welche nach dem Gewitter die ganze Natur und selbst des Menschen Brust mit ihrem Wohlbehagen, ihrer Erquickung durchbebt. Die frische, gereinigte Luft, der balsamische Regenduft, das neugestärkte Leben rings umher ergriff Eva mit wunderbarer Macht.

Das dräuende Gewölk war vorübergezogen, die Sonne strahlte schon wieder; in ihrem Scheine funkelten die noch an allen Simsen und Fenstern, an den Zweigen der Bäume hängenden Wassertropfen gleich Diamanten, und ein prachtvoller Regenbogen spannte seine Friedensbrücke am tiefblauen Himmel aus.

Dazu das geschäftige und lustige Treiben auf den Höfen und an den offenen Fenstern der Nachbarhäuser. Fröhlich plaudernd riefen sich die Leute ihre Bemerkungen zu, der Schuhmacher räumte an seinen Blumentöpfen, die er eilig hinausgeschafft, sie des erquickenden Bades theilhaftig zu machen; die thätige Wäscherin schöpfte das weiche segensvolle Regenwasser

mit vergnügtem Antlitz aus, während die Kleinen mit den nackten Beinchen jauchzend in den großen Wasserpfützen umherplätscherten. Es war ein anmuthiges Bild regsamen Lebens, das sich vor Eva's Augen entrollte, und im Vereine mit der wonnigen Schönheit der Natur urplötzlich ein neues Sein in ihr emporblühen ließ. Es war, als ob die Schleier und Schatten, welche vor ihrem äußeren und inneren Auge gelegen, gefallen seien und Klarheit und Friede sie umleuchtete. Warm und rasch strömte das Blut durch ihre Adern, ihr Herz schlug schnell und freudig, und zwischen Jauchzen und Thränen rang es sich aus ihrer Brust:

„Ich bin jung, — jung, ich habe Ansprüche an das Leben — fortan will ich wieder leben!"

Es war, als wenn der Jubelruf ihr ganzes Innere durchtöne, und als müsse nun auch gleich ein neues Dasein beginnen. Die Wandlung kam plötzlich, Alle überraschend. Eva flog die Treppe hinab, in ihrer Eile fast den alten Diener überrennend. Sie sang leise vor sich hin, die sie beängstigende, unheimliche Stille des öden Hauses zu bannen; im Zimmer der alten Dame angelangt, rief sie erregt aus:

„Liebe Tante, ich muß fort, ich kann es hier

nicht länger ertragen, ich ersticke, ich sterbe, ich war schon dem Tode nahe, aber nun bin ich wieder gesund, nun will ich leben, — heute noch muß ich fort von hier."

Mit hochgerötheten Wangen und strahlenden Augen stand Eva da, so erregt, daß die Annahme der alten Dame, sie sei von einem hitzigen Fieber ergriffen, wohl zu rechtfertigen war. Die einzige Antwort derselben bestand darin, daß sie in ihrer pedantischen Weise die silberne Schelle ertönen ließ und dem eintretenden Diener lakonisch sagte:

„Den Medicinalrath!"

„Nein, nein, ich bin nicht krank," rief Eva gereizt, „ich war es, doch nun bin ich genesen, und damit ich nicht wieder in das alte Uebel verfalle, will ich fort. Ich kann hier nicht bleiben, bitte, legen Sie mir nichts in den Weg, Tante, ich muß fort!"

„Wohin? Du bist zu jung, allein zu leben, zu wem willst Du gehen?"

„Zu einer Freundin, Thekla von Strehlen, die mich schon lange und wiederholt eingeladen, einige Zeit auf ihrem Landgute zu verweilen; ich ließ die Briefe unbeachtet in dem Traumleben, das ich führte, doch nun sehne ich mich nach Luft, Licht, Freiheit und

Sonnenschein und nach menschlichem Schaffen und Treiben — hier ist es zum Sterben."

„Ich lebe schon über vierzig Jahre recht ruhig und angenehm hier; und auch Du wirst bleiben, bis ich Dich Deinem Manne wieder übergebe; er hat Dich mir anvertraut, und ich kann Dich als eine meiner Obhut Empfohlene nicht von mir lassen, gleich einem Wanderburschen in die Welt zu ziehen."

„Tante!" rief Eva erglühend, während das ungestüme Blut durch ihre Adern pulsirte. „Das hieße mich meiner Freiheit berauben."

„Ein seltsames Wort; doch manche Menschen wählen eigene Ausdrücke; nenne es wie Du willst, mir gleich; aber ohne die Erlaubniß Deines Mannes lasse ich Dich nicht von hinnen."

„Bedenken Sie, was Sie sprechen, Tante, Sie haben es mit keinem Kinde zu thun!" rief Eva trotzig und drohend.

„Mit einem ganz unmündigen, albernen Kinde, wie Dein jetziges Betragen deutlich beweist," erwiderte die alte Dame, ohne von ihrer eisigen Ruhe zu lassen, doch mit festem Blick und Ton, die da zeigten, sie sei bereit, den Kampf aufzunehmen, den Eva's flammende Augen ankündeten.

„Noch einmal bitte ich Sie, mich reisen, mich gutwillig gehen zu lassen!“

„Nein!“

Wortlos wandte sich Eva und verließ das Zimmer. Das so lang zurückgedrängte Leben der Jugend regte sich nun mit unwiderstehlicher Macht. Das stille Haus kam ihr vor wie ein Grab, dem sie entrinnen müsse um jeden Preis. Von draußen her klopfte der Frühling mit schwellenden Blüthenknospen und lachenden Blumen, mit Duft und Sang an die Fenster, an die Herzen, und zog die Menschen hinaus in sein Reich. Eva vermochte nicht zu widerstehen. Am vierten Tage nach dem Gespräch war sie verschwunden, nicht etwa durch Schlösser und Riegel brechend, oder vermittelst einer Strickleiter, nein, sie hatte sich einfach den Hausschlüssel zu verschaffen gewußt und die Zeit gewählt, da das alte Dienerpaar um seine Gebieterin beschäftigt war, um das graue, stille Haus zu verlassen, nur mit einer Reisetasche versehen, die sie selbst bis zur nächsten Droschke tragen konnte.

In wenigen zurückgelassenen Zeilen dankte sie der Tante für die Aufnahme, welche sie ihr gewährt und zeigte ihr an, wie sie Werner selbst mittheilen werde, daß sie sich zu Fräulein von Strehlen begeben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im einsamen Leben.

Nachdem Renate und ihr Oheim, vom Doctor Oswald aus dem Stranddorfe heimgeleitet, sich wieder in Waldstein eingewohnt hatten, war bald der Winter hereingebrochen und stiller und einförmiger denn je für Renate vergangen. Die tiefverschneiten Wege machten Fahren und Reiten oft zu einer Unmöglichkeit, und das stete Kränkeln des alten Grafen bannte die pflichttreue Nichte noch mehr als sonst an das Haus. In diesen einsamen, düsteren Wintertagen war Werners Brief das einzige Zeichen von außen gewesen, welches Renate an eine Zeit erinnerte, die schmerzlich und selig zugleich, trotz alles Bemühens ihrerseits nicht vergessen werden konnte, weil sie mehr als ein Theil von ihrem Leben geworden war.

Im Anfange des Frühlings verließ Renate auf

einige Tage Waldstein, um der Hochzeit ihrer Schwester mit einem sehr reichen Engländer, den sie in einem Badeorte kennen gelernt, beizuwohnen. Daß die Vormünder dem kaum sechszehnjährigen Mädchen schon die Einwilligung zu einer so frühzeitigen Verbindung gegeben, war nicht nach Renatens Sinn, doch vermochte sie nichts dagegen zu thun. Andrerseits war es gut, daß Celeste vor dem nah bevorstehenden Tode ihrer Mutter eine Stütze fand, und überdies hoffte Renate von dem Einflusse des vortrefflichen Mannes, der ihre Schwester auf's Innigste liebte, viel Gutes für deren Entwicklung. Von Renatens treusten Wünschen begleitet, zog die junge, schöne Frau in die ferne, glänzende Heimath. —

Nachdem das Wetter etwas Beständigkeit erlangt, rüstete man sich auf Waldstein, den alten Grafen nach dem Bade zu geleiten, von dessen Gebrauch die Aerzte sich, wenn auch nicht Genesung, doch Linderung seiner Leiden versprachen. Es war derselbe Badeort, an dem Renate mit ihrem Vater noch das letzte Jahr vor seinem Tode gewesen, und aus all den schönen, bekannten Gegenden und Plätzen sprachen süße, wehmüthige Erinnerungen zu ihr. Das Stilleben und die Zurückgezogenheit, welche das Kränkeln des Oheims

mit sich brachte, und welche der gute alte Herr oft Renatens wegen bedauerte, behagten dieser wohl. Es wäre ihr eine schwere Aufgabe gewesen, sich in die Vergnügungen zu stürzen, an all den Partien Theil zu nehmen, die selbst hier, an einem Orte, an dem so viele Schwerkranke weilten, täglich arrangirt wurden.

Wenig beachtet ging Renate durch das Menschengewühl; denn wenn auch besonders Anfangs die edle, hohe Gestalt der jungen Dame neben dem ehrwürdigen Greise auffiel und ihre Erscheinung Interesse erweckte, so schwand dieses bald vor der grenzenlosen Gleichgültigkeit, mit der sie solches Beachten aufnahm, vor der abweisenden Kälte, mit welcher sie jeden Versuch eines Nähertretens abschnitt. Immer zur Seite des Onkels, meist daheim im kleinen Gärtchen, machte Renate nur dann einen weiteren Spaziergang in die reizende Umgegend, wenn der alte Graf sie gleichsam zu dieser Erholung zwang, unter dem Vorgeben, allein sein, ruhen zu wollen. Einen Lieblingsort besuchte sie dann meistens, an dem sie oft an der Seite ihres Vaters gesessen, und wo ihr jene schöne Zeit immer am lebhaftesten in's Gedächtniß kam, sie dieselbe noch einmal genoß Auch heute weilte Renate dort. Das

heimlich versteckte Plätzchen mochte Wenigen bekannt sein, denn noch nie hatte Renate Jemand dort getroffen. Die Bank auf dem Berge — halb verdeckt durch grünes Gebüsch und von den Zweigen einer alten Linde beschattet — gewährte die Aussicht auf einen Thalkessel, der in seiner halbrunden Form an drei Seiten von sich stufenweise erhebendem, felsigem Gestein umgeben, an eine Arena erinnerte. Der grüne, weiche Rasen des Erdbodens, mit tausenden von bunten, wilden Blumen geschmückt, bildete zu den kahlen, steinigen Terrassen, welche die Fläche einschlossen und nur nach vorn offen ließen, einen so auffallenden Gegensatz, daß dies schon einen eben so eigenthümlichen als interessanten Anblick gewährte. Es war so lauschig still in der ganzen Gegend, daß man zu der Bank unter der Linde das Summen der Bienen hertönen hörte, welche auf der grünen, duftigen Arena, um die süßesten Blumenkelche eifrige Wettkämpfe hielten, während die bunten Schmetterlinge lustig hin und her gaukelten, prachtvolles Farbenspiel in der Sonne entfaltend, die in breiten, leuchtenden Streifen auf dem saftigen Rasen lag, wohingegen das kahle, felsige Gestein hier im Schatten blauschwarz, dort im helleren Lichte violett und rosig golden schillerte.

Aus ihrem Sinnen und Träumen, aus dem behaglichen Schauen wurde Renate plötzlich durch nahende Schritte aufgestört, und indem sie aufblickte, sah sie die hohe Gestalt einer älteren Dame den etwas steilen Weg heraufkommen. Von jener echten und schönsten Höflichkeit, der des Herzens getrieben, die bei aller Zurückhaltung gut bestehen kann, und der Jugend älteren Personen gegenüber so wohl läßt, eilte Renate, der Dame ihre Hülfe zu bieten. Mit sichtlicher Freude nahm die Fremde die dargebotene Hand und ließ sich zu der Bank geleiten. Nach einem momentanen Schweigen sagte sie:

„Gnädiges Fräulein, ich kam hierher, Sie zu sprechen; ich habe Sie von dem Balkon unseres Hauses öfter an diesem Platze weilen sehen und schon lange den Wunsch gehegt, einmal bei Ihnen sein zu können, doch mochte ich ungern Ihre selbstgewählte Einsamkeit stören. Ihre Bekanntschaft Morgens am Brunnen zu suchen, schien mir bei der Zurückgezogenheit, in der Sie sich bewegten, nicht passend, noch weniger Sie im Hause des kränklichen Oheimes zu belästigen, und da ich Sie so von Herzen gern kennen lernen wollte, mußte ich nun doch hierher kommen. Werden Sie der Mutter eines Ihrer wärmsten Ver-

ehrer diese Zudringlichkeit verzeihen, darf die Mutter des Prinzen Waldemar auf ein freundliches Willkommen von Renate von Waldstein hoffen?"

Es lag eine so gewinnende Freundlichkeit, so viel anmuthige Offenheit in dem ganzen Wesen der Fürstin, daß Renate augenblicklich gewonnen war. Festere Herzen hatten dem Zauber dieser liebenswürdigen Frau nicht widerstehen können.

„Mein Sohn hat mir so viel von Ihnen erzählt, er gedenkt mit wehmüthiger Freude jener schönen dort im Stranddorfe verlebten Stunden, obgleich ich zuweilen wünschen möchte, er wäre nicht dahin gekommen —"

Die Fürstin blickte auf Renate, deren tiefes Erröthen ihr genug sagte, obgleich sie nichts erwiderte.

„Fräulein von Waldstein, eine Mutter mag leicht zu eitel auf die Vorzüge ihres Kindes sein, doch ich glaube, ohne große Parteilichkeit, daß mein Waldemar wohl der Mann ist, ein edles Mädchen beglücken zu können. Dachten Sie vielleicht, wir würden seiner Wahl entgegenstehen, dann versichere ich Sie —"

„Verzeihung, Durchlaucht, das war es nicht, was mich der Annäherung des Prinzen ausweichen

ließ, bis dahin erstreckten sich meine Gedanken nicht; es gab einen andern Grund —"

„Den weder er, noch ich beseitigen kann? Verzeihung, Fräulein, dem liebenden Mutterherzen wird ja Manches nachgesehen!"

„Der nicht zu beseitigen ist, der zwischen mir und jeder Heirath steht," sagte Renate leise.

„Dank Ihnen für die Offenheit, Dank auch, daß Sie meinen Sohn abwiesen. Wie manches andere Mädchen würde, verlockt und verblendet durch den Schimmer einer Macht und Größe — die von fern bedeutender erscheint — sich haben verleiten lassen, wenn auch nicht ein Gefühl zu heucheln, doch eine Liebe zu dulden, die sie auf eine ihr wünschenswerthe Höhe des Lebens stellte, auf der zu stehen oft wahrlich kein so großes Glück ist. Man sagt meist, die Fürsten dürften am wenigsten bei der Ehe nach Liebe fragen, ich meine gerade, sie sollten sie am meisten suchen, müßten sie am wenigsten entbehren, um für all den Zwang lästiger Etikette, steifer, endloser Förmlichkeiten mindestens im engsten Daheim Entschädigung zu finden. Nach meiner Ansicht würden wir größere Regenten haben, wenn diese in der eigenen Familie als Gatten und Väter glücklicher wären. Daß Sie

meinen Sohn vor solchem liebeleeren, öden Leben bewahrt haben, danke ich Ihnen von Herzen; er ist ein Charakter, der sich leichter an der ihm dargebrachten Neigung seiner Gattin zur Gegenliebe erwärmt, und im Beglücken zufriedener wird, als in dem fruchtlosen Bemühen, ein für ihn kaltes, von ihm heißgeliebtes Herz zum Theilen seiner Gefühle zu bringen. Und Gott wird schon mein Flehen erhören und ihn noch glücklich werden lassen!"

„Das wird er, o wie ich es von Herzen wünsche!" sagte Renate tief bewegt. „Prinz Waldemar ist ein edler Mann!"

„Er wollte in diesen Tagen herkommen — das muß ich nun zu verhindern suchen."

„Gewiß, Durchlaucht, bitte, lassen Sie ihn nicht kommen!" bat Renate eifrig.

„Dann müssen wir reisen. Die Kur meines Mannes ist beendet, es ist das Beste, daß wir uns entfernen," sagte die Fürstin mit einem langen Blick auf Renate, die sie weniger hübsch fand, als ihr Sohn sie ihr geschildert, die ihr aber mit jeder Minute anziehender ward. „Schade, daß einem solchen Finden ein so schnelles Verlieren folgt," fuhr die hohe Frau fort. „Jetzt möchte ich mir meine große Zu-

rückhaltung vorwerfen; nun ich Sie, mein liebes Fräulein, persönlich kennen gelernt, glaube ich, Sie hätten gewiß ab und zu ein Stündchen Ihrer angenehmen Gesellschaft einer alten Frau gewidmet, die sich herzlich daran erlabt haben würde."

„Ich wäre nur zu glücklich gewesen, Durchlaucht, öfter mit Ihnen zusammen zu sein," erwiderte Renate, und Ton und Blick sagten, daß die Antwort keine Phrase war.

„So lassen Sie uns in das Lebewohl den Wunsch, die Hoffnung einweben, daß es kein Scheiden auf ewig sei, daß ein günstiges Geschick uns doch noch wieder zusammenführte! Und soll ich meinem Sohn kein freundliches Wort von Ihnen bestellen, wenn ich ihm von unserm Zusammentreffen erzähle, natürlich erst später, sobald die Gefahr nicht mehr so groß ist," setzte die Fürstin mit leisem Lächeln hinzu.

„Die herzlichsten Grüße an den Prinzen Waldemar, meinen Kampfgenossen unter demselben Banner, und die Hoffnung, daß er nie dem Wahlspruche untreu werde, für den wir Beide kämpfen."

„Ueber Alles die Pflicht." Ich kenne Ihren Wahlspruch. Sie sehen, Fräulein Renate, mein Waldemar ist noch einer der wenigen jungen Männer,

die es nicht verschmähen, am Herzen der Mutter Rath und Trost zu suchen, die nicht aufhörten Sohn zu sein, sobald sie Mann wurden."

Stolz leuchteten die Augen der hohen Frau bei diesen Worten, welche für Sohn und Mutter viel Lobes enthielten. Nach einem kurzen Schweigen fuhr sie fort:

„Nun Gottes Segen mit Ihnen und der Wunsch, daß neben diesem Banner der Pflicht auch die Rose des Glückes einst erblühe, daß Euren beiderseitigen Lebenspfad, Ihr edlen Kampfgenossen, nicht nur die Pflicht erhelle, daß das Glück ihn vergolde. Gott geleite Sie, mein liebes, theures Kind!" sagte die Fürstin mit großer Wärme, während sie Renatens Hand innig drückte. Eine helle Thräne zitterte an deren dunklen Wimpern gelockt durch den herzinnigen Ton und durch die Erinnerung an ihr schweres Geschick, in dem es nur Pflicht und kein Glück gab. —

Es war dies Begegnen das einzige Erlebniß von Bedeutung, welches die Einförmigkeit des Aufenthaltes im Bade unterbrach. Im Spätsommer trafen sie wieder auf Waldstein ein, und dort erfuhr Renate aus einer kurzen Notiz in der Zeitung, wie in dem kleinen Stranddorfe in diesem Sommer der Grundstein zur

Kapelle gelegt sei und der Bau schon rüstig vorwärts schreite. Ein ausführlicher Brief von Laura Behrendt oder jetzt Frau Laura von Fresen folgte bald nach und berichtete Renaten, wie die meisten der alten Bekannten sich in dem kleinen Seebade wieder zusammengefunden, daß sogar Doctor Oswald und Prinz Waldemar, von dem jungen Maler eingeladen, zur Grundsteinlegung der Renaten-Kapelle hingekommen wären.

„Der gute Doctor," fuhr die Schreiberin fort, „war ganz der Alte, brummend und zankend hier und dort über all den Unverstand der jetzigen Zeit und die Modenarrheiten. Mehr als einmal versicherte er, wenn er geahnt, daß die einzige vernünftige Person des ganzen Kreises — wen er damit meinte, überlasse ich Ihrem Scharfsinn zu errathen — nicht im Dörfchen anwesend sein würde, er wahrlich nicht hergekommen wäre. Ich entgegnete ihm, daß ich kaum geglaubt, er würde Herrn Werner Thorsten so schmerzlich vermissen, worauf er mich mit seinem grimmigsten Gesicht ansah und mich fragte, ob ich mir auf meinen Geist viel einbildete? Trotz alles Scheltens war er wieder der allgemein Gesuchte und Umdrängte, der Freund und Rathgeber aller Armen, Kranken und Betrübten. Was er in den wenigen Tagen seines

Aufenthaltes geschafft, gebessert und abgestellt hat, möchte jedem Andern als Ihnen, die Sie seine rastlose Thätigkeit und practische Umsicht kennen, kaum glaublich erscheinen. Marie Christine, die hübsche Frau des Schiffers Larsen bildet sich unter des Doctors Leitung zu einer sehr brauchbaren Gehülfin aus und soll mit ihrem Rath, mit Thee und Tropfen den Winter über in dem oft von allem Verkehr und ärztlicher Hülfe abgeschnittenen Dorfe schon viel Gutes gewirkt haben. Dafür ist sie auch Doctor Oswalds erklärter Liebling, und er willigte sogar ein, ihr jüngstes, vor kurzer Zeit geborenes Kind aus der Taufe zu heben. Ob er gerade sehr erbaut war, mich zur Mitgevatterin zu haben, lasse ich dahingestellt, dennoch versäumte er nicht die üblichen kleinen Aufmerksamkeiten, wie er ja trotz alles Polterns den Mann hoher Bildung und feiner Sitten nie verleugnet. Ein Körbchen mit den reizendsten Blumen und einem Paar schöner Handschuhe — natürlich aus der Hafenstadt verschrieben — wurde mir am Morgen des feierlichen Tages von ihm übersandt. Wir schieden nach dem Taufacte als viel bessere Freunde, denn wir je gewesen und ich kenne wohl den Grund dazu. Als wir vorher um die Namen für den Täufling befragt wurden, antwortete ich, wir wünschten

das kleine Mädchen Laura, Marie, Renate zu nennen, Renate als den wirklichen Namen bezeichnend. Wie der Doctor mich bei diesem Ausspruche ansah, das werde ich mein Lebtage nicht vergessen, es war ein Blick, der ihn schön machte. Beim Abschiede sagte er zu mir: „Gnädige Frau Laura, Sie waren als Mädchen ein eitles, flatterhaftes, naseweises Ding, dem ich nie sehr hold gewesen, doch mehr und mehr überzeuge ich mich, daß in Ihnen manches Gute ist; will's Gott, können Sie noch recht leidlich werden.

Dieser gewiß sehr zweifelhafte Lobspruch that mir mehr wohl, als die schönste Schmeichelei, der ich indessen immer noch nicht abhold bin."

Einige Stunden später.

„So kann ich dem Briefe doch noch eine wichtige Neuigkeit hinzufügen: meine Schwester Elise hat sich mit unserm blonden Michel-Angelo, genannt Clemens Richter, verlobt. Die Beiden hat auch der Renatencultus zusammengeführt. Sie kennen ja Elisens Schwärmerei für Sie — und Clemens! Nun ich hoffe trotz Allem, daß er ein guter Ehemann werden wird. Er hat seiner Elise gestanden, was er gar nicht nöthig hatte zu offenbaren, denn Jeder konnte es damals ja sehen; dennoch bin ich überzeugt, daß trotz

des über ihm schwebenden, unerreichbaren, ihm zum höchsten Streben emporhebenden Sternes — (Himmel, welch ein gipfelnder Satz!) alias Renate von Waldstein — er meiner sanften Schwester ein treuer Gatte sein wird. Die Trauung soll im nächsten Sommer in der dann fertigen Renaten-Kapelle vollzogen werden, und zu der Hochzeit müssen Sie, theures Fräulein, und Alle, Alle, die wir uns im vorigen Jahre hier so gastlich zusammenfanden, herkommen. Bis dahin wird auch Herr Werner Thorsten wohl wieder zum Vorschein gekommen sein, der jetzt vielleicht in einem noch unbekannten Welttheile mit seiner Geige umherirrt und mit seinen Zauberklängen die Wilden zu Menschen macht. Jetzt steht sein großes, schönes Haus leer und er ist spurlos verschwunden, wie mir neulich ein Bekannter mittheilte, der durch Herrn Thorstens Wohnort kam.

Mein Victor empfiehlt sich Ihnen bestens, liebes Fräulein; er gesteht immer noch lächelnd, daß Sie die erste und einzige Frau waren, vor der er seine ruhige (ich sage selbstgefällige) Sicherheit verloren, die einzige Dame, welche ihm Scheu eingeflößt.

Mir lieb, daß ich andere, als solche Gefühle in ihm erweckte, denn obgleich mein Victor durchaus

kein Muster der Vollkommenheit ist und Mama zuweilen meint, er müsse doch bald gesetzter und vernünftiger werden, so gefällt er mir gerade, wie er ist, vortrefflich; immer fröhlich und gütig und dann tanzt er so entzückend.

Die Verlobten werden nächstens selbst schreiben, jetzt befinden sie sich noch in dem Rausche der Neuheit der Situation, welche wohl jedes Brautpaar als etwas nie Dagewesenes, nur ihm Eigenthümliches betrachtet; sie senden heute nur die besten Grüße, denen sich alle hier weilenden Bekannten anschließen.

Gott mit Ihnen, Fräulein Renate! Um ein freundliches Andenken bittet

Ihre treu ergebene

Laura von Fresen."

Lange hatte Renate den Brief beendet, als sie immer noch das Blatt in der Hand haltend in tiefem Sinnen dasaß. Die verschiedensten Gefühle wogten in ihr auf und nieder. Eigentlich enthielt der Brief doch nur frohe Kunde, ja Laura trat ihr in diesen Zeilen plötzlich viel näher, als sie ihr jemals während ihres langen Beisammenseins nahe gestanden, und Renate mußte dem Ausspruche des Doctor Oswald beistimmen, daß unter der flatterhaften Außenseite des

hübschen Mädchens doch ein tiefes Gemüth verborgen war. Die Verlobung des jungen Paares erfreute Renate; die sanfte, blonde Elise war stets ihr besonderer Liebling gewesen, und Clemens hielt sie hoch und werth — und dennoch berührte sie Alles wie ein leises Weh. Es machte ihr Angst, daß die Gefühle der Menschen so schnellem Wechsel unterworfen waren. Vor einem Jahre liebte Clemens sie, jetzt war er einer Andern verlobt; und gewiß nicht gegen die Stimme seines Herzens, nicht um eine reiche Heirath zu thun, hatte er diese Wahl getroffen, zu solchem Handeln war er zu ehrenhaft. Was war Liebe, was Treue, auf wen sollte man bauen, wenn Alles solcher Wandelbarkeit fähig war?

Wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch Renatens Seele, wenn — wenn je eine Zeit käme, da sie selbst die schreckliche Entdeckung der Wandlung ihrer Gefühle machte, da diese Liebe, ihr Schmerz und ihr Glück, nicht mehr in ihrem Herzen lebte, da es leer dort wäre — leer und todt. Sie schauderte.

Es war ein seltsames Chaos von Empfindungen in Renate, das mit der ihr sonst eigenen Klarheit ganz im Gegensatze stand; aber durch alles Wogen und Stürmen hindurch zog das Gefühl ihrer Verlassen-

heit und Vereinsamung; der Gedanke, so schnell vergessen zu sein, machte sich sogar darin geltend, daß sie es den Freunden dort zum Vorwurf anrechnete, sie allein nicht zur Grundsteinlegung der Kirche herbeigerufen zu haben. Sie hätte der Einladung nicht Folge leisten können, doch daß sie solche nicht empfangen — denn ein Brief war mit dieser Aufforderung an sie ergangen, beim Nachschicken nach dem Badeorte verloren worden — das kränkte Renate. Daß Doctor Oswald dorthin gereist und nicht lieber nach Waldstein gekommen, legte auch noch einen Stein zu ihrer schweren Last. Ja, es giebt Zeiten im Leben, da man mit dem klügsten Menschen, dem besonnensten und besten Charakter nicht rechten darf um Logik, Schlußfolgerungen und Ansichten; Zeiten, in denen Alles Anlaß zum Schmerz und zur Kränkung giebt, weil das eigene Herz so kummerschwer ist, weil es so dunkel rings umher, daß man nie wieder an blauen Himmel und Sonnenschein für sich selbst glaubt.

Aus diesem trübseligen Denken und Sinnen wurde Renate durch die plötzliche und heftige Erkrankung des alten Grafen aufgeschreckt; und es vergingen Wochen und Monate in so angestrengter Pflege, in einem Zustande der Angst und des Kummers um die

schweren Leiden des armen Kranken, daß jeder Gedanke an den eigenen Schmerz in den Hintergrund trat. Nie kommt das Ich weniger zur Geltung, als an dem Krankenlager eines geliebten Menschen, da concentrirt sich Alles in dem einen Wunsche, lindern, helfen, retten zu können; da werden Wunder des Muthes und der Kraft vollbracht, die Staunen erregen; die zarteste und schwächlichste Natur entwickelt eine Stärke und Ausdauer im Pflegen und Wachen, welche überraschen; mit brechendem Herzen lächelt der Mund, und die heißen Thränen fließen nach innen, nur um dem theuren Kranken seine eigene Gefahr zu verbergen. Wenn dann freilich Alles still ist, wenn der brechende Blick erlosch, der letzte Hauch entfloh — wenn mit dem geschiedenen Leben nun all das Bangen und Sorgen verstummt, all die angestrengte Thätigkeit, welche nur um den lieben Patienten sich drehte, ihr Ende fand — dann lastet die Zeit doppelt schwer auf den einsam Zurückbleibenden. Wohl ihnen, wenn es noch mehrere sind, wenn nicht mit dem Schließen eines Augenpaares, Heimath und Familie, sein Alles dem Einen erstarb.

Todesstill war's in dem alten, schönen Stammschlosse, in welchem die Leiche des erlauchten Grafen

lag, bis die zahlreichen Verwandten und Freunde herbeiströmten, das Haupt der Familie nun mit allem Prunk, aller Feierlichkeit in der Ahnengruft beizusetzen. Und dann trat wieder jene Stille und Oede im Schlosse ein, welche zuweilen mit grauenerregender Macht auf Renate drückte, und ihr das Scheiden aus den heimathlichen, lieben Räumen, das Verlassen des schönen Waldstein leichter machte.

Der Tod des alten Grafen war auch den Freunden, die sich im Stranddorfe um ihn gesammelt, bekannt gemacht worden, Doctor Oswald zuerst. Aber nachdem schon von Allen Briefe voll aufrichtiger Theilnahme eingegangen, war noch keine Zeile von ihm eingetroffen, auf dessen Kommen Renate sogar hoffend gerechnet. Eine mehrtägige Abwesenheit von seinem Wohnorte, durch eine ärztliche Consultation hervorgerufen, war die Ursache, daß des Doctors Brief sich verspätet, und wenngleich keines Menschen Theilnahme sich wärmer und herzlicher ausdrücken konnte, so war doch ein leises Grollen in Renatens Seele, wie es oft im Leben geschieht, wenn Jemand unsere Hoffnungen täuscht; mag er dabei ohne Schuld sein, wir rechnen es ihm doch an, daß wir vergebens hofften. Des Freundes Bitte, ihn zu rufen, wenn sie seiner bedürfe,

verklang jetzt ungehört. Wäre er gleich nach dem harten Schlage da gewesen, sein Trost, sein Rath, schon seine Gegenwart würden ihr eine Erquickung verschafft haben, doch die rechte Stunde war entflohen. An Stelle des weichen Sehnens nach dem Freunde, des Schutzsuchens bei ihm, war eine Art grollenden Trotzes in Renate getreten, von selbst hätte er kommen müssen, rufen mochte sie ihn nicht. So ließ sie seinen Brief ohne Antwort; er wußte nicht, daß sie, die er geborgen in Waldstein wähnte, nun als Renate Burkhard einsam in die ihr fremde Welt hinauszog, den Kampf mit dem Leben allein zu beginnen.

Ja, als Renate Burkhard, denn jetzt stand ihr Keines Bitte mehr im Wege, Niemand wurde nun noch verletzt, wenn sie den Namen ihres Vaters wieder annahm. Durfte sie sich auch Renate von Waldstein nennen, es hätte ihr eine Kränkung gegen den theuren Vater gedäucht, wäre ihr der Welt gegenüber als ein Unrecht vorgekommen, die es gewiß als eine Anmaßung gedeutet, als den Wunsch, mit dem adligen Namen eine höhere Stellung einnehmen zu wollen. Daß sie selbst sich als Renate Burkhard genau an demselben Platze fühlte, wie als Renate von Wald=

stein, bedurfte wohl keiner Versicherung; es war zu sehr in ihrem Charakter begründet.

Der Erbe des großen Besitzes, eines Fideicommisses, hatte Renate mit liebenswürdiger Herzlichkeit nicht nur ein längeres Weilen, sondern einen lebenslänglichen Aufenthalt im Schlosse angeboten, und obwohl sie nach dem Benehmen der ganzen Familie fühlte, daß es nicht lediglich ein Act der Höflichkeit gegen sie oder ein Zeichen der Dankbarkeit gegen den Verstorbenen sei, so zog sie es doch vor, nicht eine solche Verbindlichkeit einzugehen. Eine vollkommene Selbstständigkeit, eine mehr als sorgenfreie Existenz war Renatens glückliches Loos. Zu der schon nicht unbedeutenden Erbschaft von ihren Eltern kam nun noch das reiche Vermächtniß aus dem Privatvermögen des alten Grafen. Bis zu Thränen wurde Renate gerührt durch einen Beweis seiner Liebe, der erst nach seinem Tode zu ihrer Kenntniß gelangte.

Bei der Heimkehr von der Badereise hatte sie in der Nähe einer schönen Stadt, in der sie sich mehrere Tage aufhielten, ein Landhaus gesehen, welches ihr so wohlgefallen, daß sie lächelnd sagte:

„Sieh, Onkel, wenn wir nicht Waldstein hätten, dies wäre ein Fleckchen Erde, auf dem ich mich gern

ansiedelte. In diesem Hause mit dem großen Garten und der herrlichen Aussicht auf die bewaldeten Berge, auf den schönen, blauen Strom mit den dahinziehenden Segeln, möchte ich wohl mit Dir leben. In einer großen Stadt, inmitten dieser Steinmassen und des wüsten Lärmens und Treibens würde ich mich nie heimisch fühlen, ich glaube, da stürbe ich."

Und wenn der alte Graf sie auch lächelnd versicherte, um solcher Dinge willen stürbe man nicht, die Worte machten doch einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn.

Kurze Zeit nach dem Tode des Oheims wurde Renaten das Besitzdocument jenes Hauses durch den Sachwalter des alten Herrn übersandt, der es für ihn hatte erstehen müssen. Dort wollte sie nun fortan ihren bleibenden Aufenthalt nehmen, sich dort eine Heimath gründen — eine einsame Heimath.

Brigitte und zwei der Diener des alten Grafen, die nicht von ihrer jungen Gebieterin lassen wollten, waren schon nach dem neuen Hause übergesiedelt, die ersten Einrichtungen zu treffen, die Möbel, welche aus dem Schlosse kamen, in Empfang zu nehmen und Manches im Haushalte zu schaffen und zu ordnen. Renate selbst weilte noch in Waldstein, es dem neuen

Besitzer zu übergeben. Erst zu Anfang April, der in seiner ungewöhnlichen Wärme und Schönheit selbst hier in die Berge schon die ersten Boten des Frühlings gesandt, erst als die Veilchen sie noch einmal mit den herzigen blauen Augen angeblickt, zog Renate von dannen. Von heißen Segenswünschen und Thränen der Vielen begleitet, denen sie Gutes gethan, verließ sie die sichere Heimath, welche sie eine lange Zeit schützend geborgen, und ging in die Welt hinein, in der sie nun mit sechsundzwanzig Jahren ganz allein stand, vollkommen selbstständig und unumschränkt in ihrem Thun, Herrin eines ausreichenden Vermögens, eine Lage, von manchem in enger Begrenzung und drückenden Verhältnissen lebenden Mädchen, von vielen Frauen, denen die Ehe nur Enttäuschung und Kummer brachte, als ein Paradies ersehnt — Renaten aber eine schwere Bürde, eine traurige Freiheit.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Zusammentreffen.

Auf dem Perron eines norddeutschen Bahnhofes ging eine Dame in tiefe Trauer gekleidet, suchend umher, in dem dort haltenden Zuge einen nicht überfüllten, ihr zusagenden Wagen zu finden. Doch wohin ihr Blick auch schweifte, nirgends zeigte sich das Gewünschte. Die Damencoupé's waren besonders durch Kinder sehr besetzt, die man als abschreckende Zeichen noch möglichst an die Fenster postirt hatte, um Kommende abzuwehren. Für die Stimmung der Trauernden mochte nichts weniger geeignet sein, als der Lärm und das stete Quälen ungeduldiger Kinder, welche auf der Reise selten ihre liebenswürdigste Seite zeigen; und schon wollte die Dame sich bequemen, ihr Billet zweiter Klasse gegen eines zur ersten umzutauschen, um recht ungestört zu sein, als sie plötzlich

bemerkte, wie aus einem der letzten Coupé's sich ein reizender Frauenkopf bog, eine Hand eifrig winkte, und als Renate näher trat, eine vor Erregung zitternde Stimme hastig sagte:

„Hier, meine Gnädige, ist viel Platz, ein wenig besetzter Wagen, bitte kommen Sie hier herein!"

Es lag bei der Seltsamkeit des Thuns etwas fast Beschwörendes in dem Ton der Sprechenden, ihre Augen blickten so ängstlich bittend, daß, wenn der Wagen selbst gefüllt gewesen, Renate dem Wunsche nicht widerstanden haben würde. So aber befand sich in demselben nur die junge Dame und ein Herr, welcher ihr gegenüber in der entfernten Ecke saß, und dessen auffallend schönes Gesicht durch das sarkastische Lächeln weniger anziehend wurde, mit dem er die Worte der Dame und ihr eifriges Bemühen der Neuhinzugekommenen behülflich zu sein, begleitete. Dennoch äußerte er nichts, und nachdem Renate mit der jungen Dame einige Worte gewechselt, fuhren sie schweigend dahin; aber es war eine beklemmende Stille, welche unter den drei Personen waltete. Eine leise Ahnung sagte Renate, daß zwischen den beiden Reisegefährten etwas vorgefallen sei, was die Dame ihre Gegenwart so dringend wünschen ließ. Die

Augen des Herrn hingen mit offenkundiger Bewunderung an dem liebreizenden Antlitz seines Gegenüber, aber es war ein Blick, der Renaten mißfiel und der auch derjenigen, welcher er galt, höchst unangenehm zu sein schien, denn sie wandte den Kopf fast unausgesetzt dem Fenster zu, und wenn sie einmal, um nicht zu auffällig zu werden, nach jener Seite blickte und den schönen Augen und dem feinen Lächeln des Mannes begegnete, so flammte ein fast zorniges Erröthen auf ihrem Gesicht empor. Doch schienen diese Augen sie gleichsam zu bannen, ihr eine Art Furcht einzuflößen, denn es lag etwas Gezwungenes in ihrem ganzen Wesen, das ihr so unbehaglich sein mochte, wie es Renate weh berührte. Diese blickte, so oft es unbemerkt geschehen konnte, von einem ihrer beiden Mitreisenden auf den anderen, als könne sie dadurch ergründen, in welcher Beziehung sie gegenseitig ständen. Gehörten sie zusammen? Dem schien das so ängstlich abweisende Benehmen der jungen Dame zu widersprechen, und dennoch lag in dem Wesen des Herrn, der sich durchaus als feiner, gebildeter Mann bekundete, nichts, was zu der Annahme berechtigte, er würde es gewagt haben, eine allein reisende Dame so zu beleidigen, um die sichtbare Aufregung derselben zu

rechtfertigen. Renate kam zu keinem Schlusse, nur das Eine ward ihr klar, es würde der Dame eine Erleichterung sein, den Blicken des Herrn ausweichen zu können, doch sei sie zu schüchtern, ihren Platz zu wechseln, um nicht wieder aufzufallen.

„Würde es Ihnen ein großes Opfer sein, mir Ihren Platz zu überlassen?“ fragte Renate sie freundlich. „Ich versuche es stets von Neuem, mich an das Rückwärtssitzen zu gewöhnen, aber selbst auf der Eisenbahn bringe ich es nicht dahin.“

Ein dankbarer Blick traf Renate, der deutlich zeigte, wie ihre gute Absicht verstanden sei, und bald waren die Plätze gewechselt. Das moquante Lächeln trat zwar bei dem Herrn stärker hervor, das war aber auch der einzige Beweis, daß auch er sie durchschaut. Da er es jetzt vorzog, statt seine Blicke auf sein weniger interessantes Gegenüber zu heften, in einem Buche zu blättern, so konnte Renate den Fremden betrachten, und sie mußte einräumen, kaum je ein schöneres Männergesicht gesehen zu haben. Neben den reinsten, edelsten Formen und Linien, die an einen jener Studienköpfe erinnerten, welche die Meisterhände der alten Maler schufen, lag ein Ausdruck von Geist und Adel über dem Antlitz, auf der schöngewölbten

Stirn ruhte der Stempel der Genialität und Intelligenz, welcher zwar nicht allen Künstlern eigen, doch ein herrliches Besitzthum mancher dieser begabten Menschenkinder ist. Vor Allem aber waren die Augen von einer gefahrvollen Schönheit und übten einen Zauber, dem, wie Renate sich wohl denken konnte, schon manches Frauenherz erlegen war. Bei allem Feuer, aller Tiefe, hatten sie einen weichen, magnetischen Blick, dem schwer zu widerstehen sein mochte, und nur das schon erwähnte sarkastische Lächeln, welches zuweilen einen fast diabolischen Ausdruck annahm, vermochte etwas den Reiz zu mindern, welchen das interessante, bedeutende Aeußere des Fremden auf Jeden üben mußte. Es war Renaten, als habe sie schon einmal dieses Antlitz in einem Bilde gesehen, und es damals von gefahrvoller Schönheit gefunden, dennoch konnte sie sich nicht erinnern, wo es gewesen, oder ob es nur ein Traum ihrer Einbildung sei. Aber daß sie, die so empfänglich für Schönheit war, dieselbe bewunderte, in welcher Form sie ihr auch entgegentrat, ihre Blicke an dem Gesicht des Mannes hangen ließ, so oft sie es unbeachtet thun konnte, dessen war sie sich bewußt. Sie vernachlässigte darüber sogar die junge Dame, deren Aeußeres auch ge-

nug des Lieblichen bot. Die Aufregung derselben schien jetzt in dem Gefühle der schützenden Nähe der Fremden, und da sie nicht mehr von den brennenden Blicken des Herrn verfolgt wurde, nachzulassen, wenigstens war der Farbenwechsel nicht mehr so jäh und heftig auf dem jungen, reizenden Gesicht, und in dem ganzen Wesen lag mehr Ruhe, die freilich sehr bald wieder zerstört wurde. Der Herr hatte sein Buch geschlossen und zeigte in seinen Vorbereitungen, daß er bei der nächsten Station das Coupé verlassen wolle. Indem er sich nun zu der jungen Dame wandte, sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit:

„Es scheint sich uns keine Gelegenheit mehr zu bieten, meine Gnädige, unser so sehr interessantes, mir stets unvergeßlich bleibendes Gespräch von vorhin fortzusetzen. Ueberlegen Sie meinen Rath, und wenn Sie einen Entschluß gefaßt haben, so befehlen Sie über mich, — Sie haben ja meine Adresse — ein Wort ruft mich herbei!"

Eine glühende Röthe des Zornes schlug auf dem Gesicht der Angeredeten empor und mit vor Unwillen zitternder Stimme erwiderte sie:

„Ich werde niemals an Sie schreiben, mein Herr, mich nie an Sie wenden!"

„Keine voreiligen Gelübde — ich dächte, Sie erfragten vorhin meine Adresse.“

Die junge Dame war sprachlos, alles Blut wich aus ihrem Gesicht, während der Fremde vollkommen Herr seiner selbst, mit der feinsten Höflichkeit Renate und sie grüßte und dabei sagte:

„Nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen kann mir das Scheiden jetzt erleichtern!“

Sobald er den Wagen verlassen, barg die junge Dame ihr vor Zorn und Scham flammendes Antlitz in ihren Händen, heiße Thränen quollen durch die Finger, während sie schluchzend zu Renate sagte:

„Was, was müssen Sie von mir denken! Doch ich beschwöre Sie, mir zu glauben, ich versprach ihm niemals zu schreiben, — er ist ein frecher, unwahrer Mensch, — welche Meinung müssen Sie von mir fassen?“

„Ich denke nur, daß ich an Stelle Ihrer Eltern ein so junges und so hübsches Mädchen nicht allein in der Welt herumreisen ließe,“ entgegnete Renate.

„Ich habe keine Eltern mehr, — bin auch schon seit drei Jahren verheirathet.“

„Verheirathet! Ich hielt Sie kaum für siebenzehn Jahr alt; in dem Falle jedoch muß ich Ihren

Herrn Gemahl noch mehr tadeln, seine so junge Frau ohne Schutz reisen zu lassen."

„Mein Mann weiß nicht darum, — es ist das erste Mal, daß ich mich auf der Reise befinde, — ich habe sonst kaum allein über die Straße gehen dürfen."

„Ja, dann bleibt mir nichts übrig, als Sie ein Wenig zu schelten und Sie zu ermahnen, die Folgen Ihres selbstgewählten Schrittes auch ruhig zu tragen, wie es einer gesetzten, seit drei Jahren verheiratheten Frau geziemt." Renate wollte das Ganze mehr in einen freundlichen Scherz kleiden, doch die junge Fremde weinte immer noch heftig, und so fuhr sie ernster fort: „Aber mein liebes Kind, es ist Ihnen ja doch kein Leid, kein so schweres Unrecht geschehen, wie ich hoffe, um zu solcher Verzweiflung Anlaß zu geben."

„Kein Leid — kein Unrecht! Die Worte, die Blicke, das Lächeln des Herrn sind eine schwere, unvergeßliche Kränkung für mich; durch nichts habe ich ein solches Betragen verdient. O, wie bin ich so allein, so schutzlos in der Welt!"

Die flammende Entrüstung ging bei den letzten Worten in weiches Klagen über, und Ströme von Thränen, wie sie nur die Jugend weinen kann, ent-

stürzten den schönen Augen der Fremden, die mehr und mehr, trotz der Seltsamkeit der Situation, einen tiefen Antheil in Renate erweckte; nicht nur durch ihren persönlichen Liebreiz, auch durch den heißen Schmerz über eine Beleidigung, deren so scharfes Empfinden von einem hohen, sittlichen Gefühl zu sprechen schien. Renate versuchte, die Weinende zu beruhigen und durch mancherlei Freundlichkeiten von ihren trüben Gedanken abzuziehen, doch die Aufregung der jungen Frau schien dadurch nur zu steigen.

„Sie sind so gütig und liebreich gegen mich, und doch muß ich Ihnen, wenn nicht geradezu einen abstoßenden, doch einen zweifelhaften Eindruck machen. Sie können nicht einmal sicher sein, ob Sie Ihre Güte nicht an eine Unwürdige verschwenden, — deshalb lassen Sie mich Ihnen das Begegnen mit diesem Manne erzählen.“

Alle Einwendungen Renatens, um die junge Frau von diesem Thema abzubringen, dessen näheres Beleuchten, wie sie richtig vermuthete, nur die Erregtheit derselben steigern mußte, waren vergeblich, und deshalb hörte sie ruhig und theilnahmsvoll an, was die Fremde ihr in fieberhaftem Eifer mittheilte.

Sie war mit dem Herrn schon am Morgen zu-

sammengetroffen, doch hatten noch zwei junge Damen mit ihrem Vater das Coupé mit ihnen getheilt. Die Unterhaltung war lebhaft und interessant und wurde besonders von den beiden Herren mit Geist geführt, während die jungen Mädchen gespannt auf jedes Wort des schönen Fremden lauschten. Verstohlen flüsterte die eine der jungen Frau zu, der interessante Herr sei der Schauspieler Alexander Helsen, der erst vor Kurzem in den meisten Residenzen so fabelhafte Triumphe gefeiert, welche mancher Kritiker mehr seiner Schönheit, als wirklich genialen Kunstleistungen zuschreiben wollte, ein Urtheil, das aber, wie das junge Mädchen versicherte, nur ein neidisches und ungerechtes sei, denn alle Damen hätten für den „göttlichen Don Carlos — Mortimer — Ingomar“ geschwärmt.

Mit ganz anderen Augen betrachtete die junge Frau jetzt ihren Reisegefährten, der, als die andere Gesellschaft sie verlassen, ihr all seine Aufmerksamkeit in der höflichsten und verbindlichsten Weise zuwandte, und ihr jene kleinen Dienste erwies, welche besonders beim Wechseln der Wagen einer allein reisenden Dame so angenehm sind. Der Zufall fügte es, daß sie allein im Coupé blieben; die Unterhaltung wurde immer glänzender und lebhafter und hatte für die

junge Frau, welche für Alles, was in das Bereich der Kunst gehört, schwärmte, einen eigenen Zauber. Alexander Helsen erzählte mit Feuer und Beredtsamkeit von seinem Streben, von dem anregenden Leben des Künstlers mit seinen Genossen, und berührte nur leichthin seine Erfolge und Triumphe — eine Bescheidenheit, die ihn in den Augen seiner Zuhörerin noch mehr hob. — Er wußte sie so zu umstricken und fortzureißen durch seine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, daß auch ihr Inneres sich mehr und mehr erschloß und ihre Ansichten zu Tage traten. Die junge Frau erzählte ihm, wie es ein goldener Traum ihrer Kindheit gewesen, Schauspielerin zu werden, der sie glücklich und elend gemacht, wie sie in der Pension mit und ohne Erlaubniß der Lehrerinnen Komödie gespielt, wie sie sogar bei einer Festvorstellung einen Preis gewonnen, und von der Protektorin der Anstalt, einer Fürstin Clary, als Anerkennung einen Ring erhalten habe. Das nehme ihn nicht Wunder, hatte der Künstler erwidert, denn in ihrem Vortrage, ihrer ganzen Darstellungsweise bekunde sich nicht nur ein echt dramatisches Talent, ihre Schilderungen wären von einer blühenden Phantasie belebt, und dies sei ein Hauptererforderniß nicht nur für den schaffenden, son-

dern auch für den reproducirenden Künstler. — Wenn auch der Dichter die Gestalten erschaffe, der Darsteller mit seinem Geist, seiner Phantasie, hauche ihnen doch erst das wahre Leben ein, und deshalb könne Niemand ohne eine reiche Phantasie ein großer Schauspieler werden.

In der jungen Frau wollte Alexander Helsen Spuren des ungewöhnlichsten Talentes entdecken, dabei deutete er nur ganz leise an, wie eine Erscheinung von solcher Fülle der Holdseligkeit auf der Bühne einen durchgreifendeu Erfolg haben müßte. Er bedauerte, daß ein neidisches Geschick der Welt ein solches Talent entzogen, und wußte mit einer so raffinirten Klugheit den Traum ihrer Kindheit, das heiße Sehnen ihrer Mädchenjahre, wieder in der jungen Fremden hervorzulocken, daß der ganze Zauber, welcher das Wort „Schauspielerin" für sie gehabt, von Neuem erstand. Und zweifach stark wirkten die glänzenden Farben, die lockenden Bilder jetzt in dem Zustande der Verlassenheit, dem Gefühle des Unbefriedigtseins in ihr.

Fast wie ein Ruf des Schicksals, ein Fingerzeig von Oben schien es an sie heranzutreten, als eine Ausflucht aus dem Chaos, das in ihr wühlte, wie

ein Hafen winkte es ihr, in den sie sich retten konnte, aus dem Conflict, aus all den Bedrängnissen, die sie umthürmten. Sagte sie dies auch nicht Alles dem Schauspieler, so bemerkte er doch, wie seine Worte immer mehr Boden in der Seele der schönen Fremden gewannen, die ihm, dem durch die Huld der reizendsten und hochstehendsten Frauen verwöhnten Mann, doch ein ungewöhnliches Interesse einflößte. Der Gedanke, der Bühne ein wirkliches Talent, sich selbst ein so anmuthiges Wesen zu gewinnen, mindestens als ihr Beschützer und Lehrer in nähere Beziehung zu ihr zu treten, das Alles übte auf Alexander Helsen eine ihn selbst überraschende, berauschende Wirkung. Er wurde immer feuriger und beredter in seiner Sprache und wußte dabei in sein Wesen etwas Schützendes, Brüderliches zu legen, wodurch er mehr und mehr das Vertrauen der jungen Frau gewann. Sie gestand ihm, sie sei nicht glücklich und es scheine ihr nicht unmöglich, doch noch zur Bühne überzugehen, um sich aus einem verfehlten Leben zu retten.

Dieses rasche Zugeständniß überraschte den Schauspieler. Daß Unbefangenheit und Unschuld sich schneller erschließen, als berechnete Coquetterie war diesem durch die Welt und die Frauen so verwöhnten Manne wohl

etwas Seltenes geworden, er hatte verlernt sie zu verstehen und recht zu würdigen. Die junge Frau erschien ihm plötzlich in einem anderen Lichte, ein leiser Hauch war auf sie gefallen, und wenn sie ihm dadurch nur noch interessanter wurde, so mischte sich doch vielleicht ihm selbst unbewußt ein Etwas in sein Benehmen, was seiner Reisegefährtin mißfällig auffiel, und sie aus ihrem arglosen Vertrauen emporschreckte. Nicht daß der feine, gebildete Mann es gewagt hätte ihr mit einem Worte zu nahe zu treten, kam es ihr dennoch vor, als läge jetzt etwas Anderes in seinen Blicken, etwas, das ihr nicht zusagte. Ihr ganzes Sein zu einander erschien ihr plötzlich seltsam und unbehaglich, eine leise Befangenheit ergriff sie, die mehr und mehr in beklemmende Angst überging. So geschah es, daß sie der suchenden Fremden mit eifriger Hast einen Platz im Wagen anbot, ein Thun, das, wie die ganze Handlungsweise der jungen Dame, stets dem augenblicklichen Impulse und weniger der bedächtigen Ueberlegung entsprang.

Daß dies ihren Begleiter entschieden verdrossen hatte, ging aus seinem Wesen und den Worten hervor, welche die junge Frau in eine so große Aufregung versetzten, die noch immer zunahm und Renaten

wirklich besorgt machte. Alle beschwichtigenden Versuche derselben blieben erfolglos, Empörung über die Kühnheit des Fremden, Anklagen gegen sich selbst, wechselten mit heißen Thränen, und obgleich Renate in ihrer festen, ruhigen Weise, das Benehmen der jungen Frau etwas kindisch und wunderbar fand, so sprach sich doch wieder ein so aufrichtig tiefer Schmerz darin aus, daß man wohl sah, es sei das erste Mal, daß das Leben mit einer derartig bitteren Erfahrung, vorschnell Vertrauen und Theilnahme gefaßt zu haben und dann getäuscht zu sein, an die Weinende herangetreten war. Das machte Renaten nachsichtiger in ihrem Urtheile über das, was sie selbst in dem Benehmen der jungen Frau tadelnswerth und unpassend gefunden. Ein Blick auf dieses so sehr junge Gesicht, in die schönen Kinderaugen, verbannte noch den letzten Unmuth aus Renatens Herzen, und auf die stets wiederholte Frage der Weinenden, was sie von ihr denken müsse, aber es sei Alles, wie sie ihr mitgetheilt, sie habe noch nie gelogen, auf alle diese Ausrufe und Betheuerungen konnte Renate nur erwidern:

„Trotz Ihrer kleinen Unbedachtsamkeit, die Sie in Zukunft vorsichtiger machen wird, denke ich nur Gutes von Ihnen, ja es ist ein Weh in meinem

Herzen, daß Sie bei Ihrer Jugend, wie es mir scheint, so allein in der Welt dastehen. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Ihre Trauerkleider dem Tode Ihres Herrn Gemahles gelten?"

Diese Frage schien der Erregten noch den letzten Rest von Selbstbeherrschung zu rauben, sie wurde todesblaß und erwiderte zitternd:

„Ich betraure mein Kind, mit ihm starb mein ganzes Glück. Mein Mann lebt — doch nicht für mich." —

Die letzten Worte wurden nur gehaucht, und von Renaten mehr errathen, als verstanden. Eine Ahnung schoß plötzlich gleich einem Lichtstrahl durch das Dunkel, welches um die junge Frau lag, und es war, als flüstere eine Stimme in Renaten: „Eva."

Aber sie hatte nicht Zeit, dieser Vermuthung Gewißheit zu schaffen, oder ihren Gedanken nachzuhängen, denn alle ihre Kräfte wurden durch das sich immer ernstlicher gestaltende Unwohlsein der jungen Frau in Anspruch genommen. Die große Erregtheit im Sprechen ließ nach, dennoch glühten ihre Wangen wie im Fieber, und die Augen strahlten von einem fast unnatürlichen Feuer; leise klagte sie über heftiges Kopfweh und großen Durst.

„Ich glaube, ich werde sehr krank — was soll mit mir werden so allein — o bitte, bitte verlassen Sie mich nicht!"

Das waren die letzten klaren Worte, bei denen sie mit gefalteten Händen so innig und flehend zu Renate emporschaute, daß deren ganzes Herz dem jungen lieben Wesen entgegenschlug, während sie tröstend und beruhigend sagte:

„Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie sich wieder wohler fühlen."

Ein unbeschreiblicher Blick voll rührender Dankbarkeit und fester Zuversicht leuchtete in den Augen der Kranken, ehe sich diese matt schlossen.

Es war keine beneidenswerthe Lage, in der sich Renate befand. Daß Sie ihre Reise unterbrechen mußte, war klar und mit der ihr eigenen praktischen Umsicht und Klugheit entschloß sie sich schon auf der nächsten Station zu dem, was vielleicht durch ein längeres Zögern noch schwerer geworden wäre. Helfende Hände boten sich ihr freundlich dar. Das Versprechen, sie solle nun bald in einem stillen Zimmer zur Ruhe kommen, schien der Leidenden so viel Kraft zu geben, daß sie, von Renaten halb geführt, halb

getragen, zu einem Wagen gelangte, der sie nach dem besten Gasthofe des Städtchens brachte. Auch dort kam man den beiden Damen, die als „sehr vornehm“ erkannt wurden, obgleich sie ohne Begleitung reisten, auf das Bereitwilligste entgegen und Alles schien eine gute Aufnahme zu versprechen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eva.

Nacht war es, tiefe, stille Nacht. Eine Ruhe lag über den Straßen, wie sie in solcher Ungestörtheit nur in einer so kleinen Stadt zu finden ist. An dem Bett der Kranken saß Renate; ihre Augen waren mit der liebevollsten Theilnahme auf das junge, schöne Antlitz der im fieberhaften Schlummer Liegenden geheftet, während eine Welt neuer Gedanken und Gefühle ihre Brust durchzog.

Renatens Ahnung hat sich bestätigt, das große Interesse, welches die junge Fremde ihr vom ersten Moment an eingeflößt, scheint ihr jetzt nur natürlich, denn sie ist Eva, Werner Thorstens Frau. Es bedurfte nicht der unzusammenhängenden Worte, welche die Kranke in ihren Phantasieen hinspricht und welche für die Zuhörende doch eine Art Sinn haben, Renate

hatte schon früher gewußt, daß sie Eva vor sich habe. Als sie beim Auskleiden der Kranken behülflich gewesen, hatte sie ein Medaillon an einer feinen goldenen Kette um deren Hals bemerkt, die vielleicht nur lose schließende Kapsel öffnete sich und ein Paar dunkle Augen — Renaten nur zu wohlbekannt — blickten sie an. Nur ihrer ungewöhnlichen Selbstbeherrschung gelang es, einen leisen Schrei zu unterdrücken, denn zwischen Ahnung und Gewißheit ist doch ein großer Unterschied.

O, wie die Gedanken sie durchflutheten mit sinnverwirrender Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit, wie Renatens Pulse in ungewöhnlicher Aufregung schlugen in der peinlich seltsamen Lage, in der sie sich befand. Was war zu thun — was lag ihr zunächst ob? Wenn Werner käme! Sie konnte ihn nicht wiedersehen, noch nicht und am wenigsten an der Seite seiner Frau, so weit reichte ihre Ruhe noch nicht — sie wollte fort, dem schrecklichen Zusammentreffen entfliehen.

Feige entfliehen — die Kranke allein lassen, das arme, einsame Kind, welches sich so vertrauensvoll ihrem Schutze anvertraut! Renate schämte sich des momentanen, selbstsüchtigen Gedankens. Sie war zum Fenster getreten. Draußen lag die mondhelle Nacht

so glorreich und friedlich über der Stadt. Fast tageshell war es auf dem Platze vor dem Hause und nichts als das leise Rieseln des Marktbrunnens unterbrach die heilige Ruhe, welche über der ganzen Stadt schwebte. Es lag ein eigenthümlich beschwichtigender Zauber in dieser hehren Stille und übte seine Wirkung auf Renatens bewegtes Gemüth. Die hohen Wellen der Angst und Aufregung legten sich, die Zweifel, die Fragen, wie Alles werden solle, wie sie sich aus diesem Conflict erretten könne, Alles ebnete sich. Es kam eine fromme, gläubige Ruhe über Renate, durch welche der Wahlspruch ihres Lebens — der einen Moment, von dem Aufruhr der widerstreitendsten Gefühle übertönt war — wieder seine besänftigende und erhebende Stimme geltend machte, wie Glockengeläut durch Sabbathstille klingend: „Ueber Alles die Pflicht."

Nun ihre Pflicht lag nahe genug, ihr Weg klar vor ihr. Der Leidenden und Verlassenen beizustehen, sie zu stützen und zu hüten, bis ein besserer Schutz käme, das war ihre Pflicht; sie wäre es gewesen Jedem gegenüber und war es doppelt in dem vorliegenden Falle. Denn wenngleich sich Renate nichts vorzuwerfen hatte in ihren Beziehungen zu Werner, es war ihr trotzdem

wie ein leises, schmerzliches Mahnen, als habe sie etwas gegen Eva verschuldet.

Und wenn Werner selbst käme, wenn sie ihm gegenübertreten müßte, auch das würde Gott ihr bestehen helfen. Mit Fassung und Ruhe sollte es geschehen, mit Ernst und Innigkeit wollte sie das geliebte Kind, denn als ein solches war ihr Eva nahe getreten, ihm an das Herz legen, daß er sein junges, schönes Weib fester und treuer hielte und sie ein neues besseres Leben begönnen.

Eine tiefe Seelenstille, ein schmerzlich süßer Friede erfaßte Renate bei solchem Denken, sie fühlte sich stark mit der Pflichttreue im Herzen und ruhig und liebreich konnte sie ihr Wächteramt erfüllen.

Mehrere Tage schwebte das Leben der Kranken in Gefahr, mit besorgter Miene stand der Arzt am Lager, und Renatens fragenden Augen begegnete kein Blick des Trostes oder der Ermuthigung. Mit hingebender Aufopferung lag sie der anstrengenden Pflege ob, sich nur am Tage, wenn Eva selbst ruhiger war, ein Paar Stunden Schlafes gönnend, um dann wieder den Platz der Krankenwärterin einzunehmen, denn gerade in der Nacht war Eva stets am ruhelosesten; in fieberhafter Aufregung mit Phantasiren ge-

mischt, erzählte sie unaufhörlich von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, von ihrem ersten Sehen Werners. Wie viel erfuhr Renate in diesen langen Nächten, was ihr ein schmerzlich süßes Interesse erweckte, und ihr Manches in Werners Benehmen verständlicher machte, wie oft aber auch zuckte ihr Herz in heißem Schmerz zusammen. Daß sie Werners Kommen nicht zu befürchten habe, war ihr bald klar geworden. Ein Brief des Arztes, der in wenigen Zeilen die Gefahr der Kranken geschildert, war als unbestellbar aus dem Orte, wohin Renate ihn richten ließ, zurückgekommen. Mehr als einmal hatte auch Eva von seiner langen Reise gesprochen und daß sie selbst nicht wisse, wo er sei. Als Renate sie fragte, ob sie ihrem Manne schreiben solle und wohin der Brief zu richten sei — schaute die Kranke verwundert auf. Eine jede Frage schien den schon so unklaren Gedankengang noch mehr zu verwirren und machte sie stumm.

So blieb Renaten nichts übrig, als hülfreich und liebevoll an dem Krankenlager auszuharren und durch treue, sorgsame Pflege die Kunst des Arztes und die Bestrebungen, die Eva's eigene Natur zum Besserwerden machte, zu unterstützen.

Es war die neunte Nacht nach Eva's Erkran-

kung. Draußen lag wieder jener süße stille Frieden, durch den man das Knospen und Keimen, das Weben des Frühlinges zu hören vermeinte, das gerade zur Nachtzeit so besonders rege und emsig ist, um den jungen Morgen stets mit neuen Lenzesgaben zu überraschen. Doch von diesen Zaubertönen drang nichts in das Krankenzimmer, nur das leise Plätschern des Brunnens begleitete Renatens Sinnen und Denken, das sich ganz allein mit Eva beschäftigte. O, wie heiß und inbrünstig sie zu Gott gebetet, er möge dieses junge Leben erhalten, möge es zurückführen aus dem Schattenreich, dem es schon immer mehr zu verfallen schien. In der dunkelsten und schwersten Stunde von Renatens Leben, als die Verzweiflung mit heißer Hand ihr Herz erfaßt, da war der bittere Jammerschrei fast willenlos demselben entklungen: „O, daß Werner frei gewesen, wie anders würde sich mein Sein gestaltet haben!“ Und dieser Ruf, er erstieg als mahnende Schuld in dieser stillen, todesbangen Nacht immer von Neuem vor Renate. Wenn jener Wunsch sich erfüllte, wenn dieses blüthenfrische Leben welkte, ihr könnte doch nie ein Glück aus diesem Grabe entkeimen. Nein, es gab nur ein Wünschen, ein Flehen in Renatens Seele, das um Eva's Leben.

Still und regungslos lag diese da, die wilden Phantasieen, die lebhaften Reden waren verstummt, nicht mehr blühten die heißen Rosen des Fiebers auf dem schönen Antlitz. Die dunklen Wimpern der geschlossenen Augen warfen tiefe Schatten auf die weichen, blassen Wangen; über alle Züge, ja über die ganze Gestalt der Kranken war eine feierliche Ruhe ausgegossen, die Renatens Herz mit Bangen erfüllte.

Wenn es ein stilles Hinüberschlummern in das Jenseits war, wenn es der Tod verschmähte, diese wunderbar lieblichen Züge durch einen harten Kampf zu entstellen, und er ganz leise herbeischwebte! Eine entsetzliche Angst ergriff Renate, sie beugte sich über Eva, zu lauschen, ob noch Athem in der schönen Hülle sei, dabei fiel eine der heißen Thränen, die aus dem Herzen so brennend in die Augen gestiegen, auf das Gesicht der Kranken. Diese zuckte — dann mit einem Male öffneten sich die großen, dunklen Augen und schauten fragend und verwundert um sich, auf Renatens Gesicht blieben sie haften.

„Wer sind Sie?" flüsterte die Stimme, so fremdartig süß klingend, als käme sie zurück aus anderen Welten. Doch ehe Renate die inhaltschwere Frage beantworten konnte, fuhr die Kranke fort: „Ach Du bist

es ja — Du, mein Schutzgeist, der immer zwischen mich und all die Uebel und Schrecknisse trat, die mich in letzter Zeit umdrängten. Du, vor deren festem, reinem Blick all die Spukgestalten flohen, die mich ängstigten, Du, deren sanfte, kühle Hand stets das Brennen und Glühen in meinem Kopfe linderte. Bei Dir ist gut sein — mir ist, als könne unter Deiner Obhut mich gar nichts Böses mehr treffen, in Deiner Nähe fühle ich mich so sicher und geborgen, wie ich noch nie im Leben gewesen bin. Ach, wenn Du doch immer bei mir bleiben wolltest!"

Nichts vermöchte die hinreißende Innigkeit auszudrücken, welche in dem Ton und dem ganzen Wesen der jungen Frau lag, die, während sie die letzten Worte sprach, sich aufgerichtet und ihre Arme um die vor ihrem Bette knieende Renate gelegt hatte, und wie ein schutzsuchendes Kind ihr Haupt an deren Brust barg, während die tiefen Augen flehend zu ihr emporblickten. Fast bewältigt von dem Zauber, den Eva's ganze Wesenheit ausströmte, erfüllt von Dankbarkeit, daß sie lebte, leben würde, entgegnete Renate fest und feierlich, daß es klang, wie ein Gelübde:

„Ich will so lange bei Dir bleiben, wie Du meiner bedarfst."

„O, das ist gut! Nun will ich ruhig sein und mich gesund schlafen!“

Die Arme lösten sich, die weiche Gestalt sank zurück, und ein tiefer, erquicklicher Schlummer umschloß segenbringend die Genesende. —

Die volle Jugendkraft ist dem Arzte eine mächtige Verbündete, Krankheit zu besiegen. Schon nach acht Tagen wurde Eva vom Doctor als eine in voller Genesung Fortschreitende erklärt. Von Decken umhüllt und von Kissen gestützt, ruhte sie auf dem Sopha, jugendfrisch und wunderlieblich anzuschauen, daß Renate sich gar nicht an ihr satt sehen konnte, während auch Eva's Augen mit hingebender Liebe an ihrer Pflegerin und Freundin hingen.

„Meine einzige, wahre Freundin, die ich je im Leben gehabt,“ sagte die junge Frau, und ihre Augen leuchteten durch einen feuchten Schleier mit anbetender Zärtlichkeit auf Renate.

Wie seltsam das Verhältniß dieser beiden Frauen! Zwischen ihnen, die vom Zufall zusammengeführt, eigentlich Grund genug hatten, einander feind zu sein, erblühte eine jener seltenen Freundschaften, welche auf der einen Seite mit dem fast schwärmerischen Feuer eines jungen, exaltirten Gemüthes emporschoß, während sie

auf der andern Seite anscheinend weniger warm und glühend, sich desto tiefer nach innen rankte und sich so verzweigte mit Renatens ganzem Sein, daß sie wahrscheinlich nie wieder daraus zu entfernen sein wird. Durch Schmerz hindurch entkeimte und wuchs diese edle Geistesblüthe in Renatens Seele, denn ein heißes Weh war dabei, wenn sie auf die junge, holdselige Frau blickte und sich sagte, ihr gehört der Mann, den Du liebst, ihr allein und rechtmäßig, und es ist Deine Pflicht, Gott zu bitten, daß er, dem Dein Herz zu eigen, trotz alles Ringens dagegen, Dich bald vergißt und zu seiner Gattin zurückkehrt; es ist Deine Pflicht, daß Du immer vorbereitend das Werk der Versöhnung beginnst, wenigstens den Boden zu lockern versuchest, damit das Samenkorn des Friedens gedeihe. — Ja, wenngleich die redliche Erfüllung der Pflicht etwas Großes und Erhabenes ist und endlich nach allen Stürmen den Hafen süßer Ruhe gewinnen läßt, wie oft führt ihr Weg über gebrochene Herzen!

Ob Eva wohl dieselben Gefühle gehegt, wenn sie gewußt, wer ihr in Renate gegenüberstand? Schwerlich. So aber ahnte sie nichts. Sie hatte sich mit dem Wenigen genügen lassen, was Renate ihr, ganz allgemein gehalten und auf Viele passend, von ihren

Verhältnissen erzählt, daß sie fast allein auf der Welt stehe, von Niemand abhänge, Keinem nöthig sei.

„Außer mir," rief Eva lebhaft. „O, wie schön, daß Du allein stehst, so darfst Du mich nie wieder verlassen! Wie sollte ich fortan leben ohne Dich?"

Ein wehmüthiges Lächeln irrte um Renatens Lippen bei diesen lebhaften und schwärmerischen Versicherungen einer Liebe, die so schnell entstanden war in diesem heißen Herzen und vielleicht ebenso schnell dahinschwinden konnte, nach Eva's wandelbarer Natur zu urtheilen. Renate kannte genug vom Leben, um zu wissen, was solche Betheurungen werth sind; nicht daß sie dieselben für unwahr gehalten, nein, Eva's Charakter war ungekünstelt und wahr, doch sie war zugleich ein Kind des Augenblickes, überhaupt noch ein Kind, mehr als ihre Jahre und ihre Stellung es bedingten. Was sie aussprach, fühlte sie, und in der Gegenwart wäre es vielleicht schwer zu entscheiden gewesen, welche von den beiden Frauen die andere am meisten liebte. In Eva's Zuneigung mischte sich nicht ein bittrer Tropfen, sie war glücklich darin, so glücklich, wie sie seit dem Tode ihres Kindes nicht gewesen. Ihr Herz bedurfte der Liebe, sowohl im Empfangen als im Geben, es regte sich nach der langen Ver-

einsamung mit doppelt neuem Leben, es brachte Renate all die warmen Gefühle, welche Werner nach Eva's Ansicht zurückgewiesen, welche in dem öden Hause der alten Tante und dem erlähmenden Sein dort fast getödtet worden wären. Es genügte Eva momentan vollkommen, nur einen Gegenstand zu haben, auf den sie ihr Liebesvermögen übertragen konnte, es machte sie glücklich, nicht mehr allein in der Welt zu stehen, sondern liebevoll umsorgt zu werden, sogar mit jener Zärtlichkeit sich behandelt zu sehen, die Renate der Kranken, der Genesenden spendete und die gerade, von einer so kraftvollen, energischen Natur dargebracht, etwas besonders Anziehendes und Wohlthuendes hat. Diese Art zarter, rücksichtsvoller Aufmerksamkeiten, dieses Errathen kleiner Wünsche hatte Eva stets von Werner verlangt und schmerzlich vermißt, ja, sie mochte vielleicht auf unkluge Weise den Mangel gerügt haben. Es lag in ihrer ganzen Natur ein Hinneigen sich verwöhnen zu lassen, dem ihr Mann wenig Rechnung getragen, wahrscheinlich, weil ihm nicht nur die echte Liebe, auch das Verständniß ihrer Eigenartigkeit fehlte. Renate verwöhnte sie, vielleicht möchte es zu tadeln sein, gewiß aber war es auch nur natürlich, daß sie der so eben genesenen Freundin, die mit schwärmeri-

scher Innigkeit an ihr hing, alle die Wünsche erfüllte, welche ihr nicht Schaden bringen konnten und immer bedacht war, ihr kleine Freuden zu bereiten, die Eva mit jubelndem Dank und Entzücken aufnahm. Wenngleich sie mild und schonend mit ihren kleinen Schwächen umging, ließ sie deshalb nicht das große Ziel aus den Augen, das sie sich gesetzt: Eva zu erziehen, weiter zu bilden, sie zu einer würdigen Gefährtin ihres Mannes zu machen.

Eva's Sein erschloß sich in dieser warmen, sonnigen Atmosphäre von Sympathie und Güte, doppelt erquicklich nach der Winterkälte, in der sie dem Erstarren nahe gewesen; ihr Herz öffnete seine Tiefen, sie ließ Renate einen vollen Blick in ihr Leben thun, auch nicht das Geringste scheute sie sich, ihr anzuvertrauen. O, es war ein stolzes, trotziges und thörichtes Herz, und doch so zuversichtlich, so sicher bauend auf die eigene Kraft; aber neben den dunklen Stellen gab es schöne, sonnige Plätze, auf denen köstliche Blumen blühten, und das Unkraut hatte die edlen Keime noch nicht erstickt. Manches Thörichte und Strafbare ihres Beginnens sah Eva ein, wenn Renate mit ihrem milden Ernst, aus dem doch warme Liebe sprach, es ihr vorstellte. Daß sie aber ihrem

Manne gegenüber auch nur das leiseste Unrecht habe, gab sie nie zu.

„Ich habe ihn mit meinem ganzen Herzen geliebt, mit voller Seele mich ihm hingegeben, er hätte Alles aus mir machen können mit Liebe, aber er ist kalt, herzenskalt — er kann gar nicht lieben," sagte sie bitter.

Gut, daß Eva nicht die Gluth sah, welche über Renatens Antlitz flammte.

„Er ist im Unrecht, er allein!" das blieb der Refrain von Eva's Bekenntnissen.

„Wo gäbe es auf der Welt ein Mißverstehen, ein gegenseitiges Kränken und Zürnen, wobei einem Theile die ganze Schuld beizumessen wäre? Mir ist ein solcher Fall noch nicht vorgekommen," erwiderte Renate ernst. „Das größere Unrecht mag auf der einen Seite liegen, aber jedenfalls wurde auf der andern Seite auch gefehlt, und wenn selbst nicht im Handeln, so im Unterlassen."

„Von mir nicht; ich habe mir meinem Mann gegenüber nichts vorzuwerfen; er hat mein Herz in grausamer Kälte und Härte von sich gestoßen — nun hat es sich aber auch wirklich von ihm gewandt, wir sind fertig miteinander."

„Eva, sprich nicht so schreckliche Worte! Bedenke, was Du am Altare gelobt: in Leid und Freud zusammengehörend, bis der Tod Euch scheidet.“

Die junge Frau war blaß geworden. Die Feierlichkeit, welche in Renatens Wesen und in dem heiligen Worte lag, erschütterte sie, dennoch war es nur ein vorübergehender Eindruck. Ihr Herz schien sich immer mehr gegen den abwesenden Gatten zu verhärten, immer weniger nach ihm zu fragen. Es war, als habe Eva in dem neuen Gefühl der Freundschaft vollkommenes Genüge gefunden, als sei es ihr genug, nur wieder mit Liebe und Sorgfalt beschützt zu werden. Ob aber der Reiz der Neuheit nicht gerade einen großen Zauber besaß für dieses so bestechliche Herz, diese leichtlebige Natur, die gewohnt war, mehr auf der glänzenden Oberfläche der Welt dahinzuschweben und wenig in die ernsten Tiefen der Dinge zu tauchen? Eine jede Andere an Eva's Stelle würde doch wohl mit der Zeit gefragt haben, ob Renate ihr durch längeres Bleiben nicht ein zu großes Opfer bringe, ein bescheidener oder großmüthiger Charakter möchte sich gescheut haben, solche Güte anzunehmen — von dem Allen nichts bei ihr. Sie nahm Alles als selbstverständlich hin, dankbar wohl, doch als könne es nicht

anders sein, als sei es jetzt Renatens Lebensaufgabe, sich ihr zu widmen, sie mit Liebe und Fürsorge zu umgeben.

Obgleich Renate froh war, daß Eva sie nie mit Fragen über ihre Vergangenheit belästigte, nicht näher forschte, ob ihre Verhältnisse ihr ein längeres Weilen gestatteten, mit einem Worte sich auch nicht die geringsten Scrupel machte, wie Renate sich mit ihrem eigenen Daheim stellte, so vermochte sie doch ein Staunen nicht zu unterdrücken über eine solche ihr unbegreifliche Sorglosigkeit. Es war dies wieder ein neuer Beleg für die Selbstsucht, welche vielleicht unbewußt in Eva's Natur lag, die stets verlangte, die erste Person zu sein, eine Eigenschaft, die keine gute Ehe begründen kann.

Renate hatte ihrer treuen Brigitte brieflich die Veränderung ihrer Pläne gemeldet, und ihr so viel von dem Ereigniß, das ihr auf der Reise nach der neuen Heimath begegnet war, mitgetheilt, als der guten Alten zu wissen heilsam, ohne natürlich den Namen ihrer jungen, kranken Schutzbefohlenen zu nennen. Frau Brigitte legte kopfschüttelnd Renatens Brief zusammen, höchst ärgerlich über das Abenteuer der Neuzeit, das einem guten, ehrlichen Christenmenschen, bes=

ser einer Dame von Stande früher gar nicht hätte passiren können, als diese noch mit eigener Equipage reiste und nicht in einem solchen Kasten mit Krethi und Plethi zusammengesperrt. Was würde aber die vortreffliche Alte erst gesagt haben, wenn sie gehört, daß die junge Fremde Werner Thorstens Gattin sei? Wahrscheinlich hätte sie mit sehr nachdrücklichen Worten ihre Meinung dahin abgegeben, daß diese Frau Eva hübsch bei ihrem Manne bleiben könne, nicht so mutterseelenallein die Welt zu durchreisen brauche, um dann sterbenskrank ihrem lieben Fräulein Renate in die Arme zu fallen, und diese nun dadurch zu verhindern, heimzukommen nach dem lieben, schönen Landhause, welches inmitten der großen, herrlichen Bäume und umduftet von den blühenden Fliedergebüschen so traulich und einladend dalag, und innen so schmuck und sauber der neuen Herrin entgegenharrte.

Brigitte stand auf der breiten Treppe des Vorderhauses und schaute umher auf all die Pracht, welche ein wunderbar schöner Mai mit vollen, freigebigen Händen umhergestreut, und das Herz war ihr schwer, daß sie ihre liebe Renate noch länger missen sollte, daß der Flieder und vielleicht gar die Rosen, welche so üppige Knospen angesetzt, verblühen sollten, ohne

daß sie sich derselben gefreut, ohne daß sie den Duft ihrer Rosen genossen. Und die gute Frau Brigitte, welche das weichste und beste Herz von der Welt hatte, fühlte ein ordentliches Grollen darin gegen die kranke Fremde. Dessenungeachtet erfüllte sie alle Aufträge ihrer jungen Gebieterin auf das Pünktlichste, packte Wäsche, Kleider und Geld ein, und sandte noch eine zweite ziemlich umfangreiche Kiste mit allem möglichen Guten, Gelées und eingemachten Früchten und Gemüsen verschiedenster Art, die Kranken und Gesunden heilsam waren. Auch ein Fläschchen ihrer Tropfen fügte sie bei, von Renaten scherzend „Brigitten-Tropfen" genannt, ein Universalmittel gegen alle möglichen bekannten und unbekannten Leiden, deren Recept Renate dem Doctor Oswald versprochen hatte, ihm verheißend, daß wenn er ein Patent auf diese Arznei erhalten könnte, er ein steinreicher Mann werden würde.

„Spotten Sie nur," hatte die alte Brigitte dann brummend gesagt, „ich weiß doch am besten, wie Viele ich schon vor dem Sterben an der Krankheit und vor dem Sterben an des Arztes Mitteln mit meinen Tropfen gerettet habe."

Und der gute Doctor, statt empfindlich zu sein

über diesen Ausspruch, hatte herzlich gelacht und gemeint, Frau Brigitte habe ganz recht, würde er einmal krank, er möchte auch lieber von ihren Tropfen nehmen, als einem dieser privilegirten Mörder, genannt Arzt, in die Hände fallen.

Diese Tropfen für die Kranke und eine Schachtel reizender Blumen, in feuchtes Moos gehüllt, „aus des Fräuleins eigenem Garten" für die Gesunde, kamen noch vor den andern Sachen an, und dieses Zeichen liebevoller Aufmerksamkeit weckte neben der Freude ein Gefühl des Heimwehes in Renaten, deren Herz gerade besonders traurig gestimmt war.

Es war kein guter Tag gewesen, Eva hatte sich auf Renatens Mahnung, nun endlich einmal ihrem Manne zu schreiben und ihm zu melden, daß sie das Haus der Tante verlassen, besonders hartnäckig und eigensinnig gezeigt. Mit trotziger Bitterkeit wies sie jeden derartigen Vorschlag entschieden zurück.

„Schreibt er mir denn, unterrichtet er mich von seinem Aufenthalte und seinen Schritten?"

Obgleich Renate nicht vollkommen die Richtigkeit dieser Bemerkung abzuleugnen vermochte, blieb ihr doch noch ein Einwand offen.

„Weißt Du, ob nicht im Hause der Tante ein

Brief für Dich liegt, den sie Dir nicht nachsenden kann? Und dann mußt Du ihm doch melden, daß Du die alte Dame verlassen hast, und wo Du Deinen Aufenthalt zu nehmen gedenkst."

„Muß" — unterbrach Eva die Redende heftig. „Ich möchte doch wissen, wer mich zwingen könnte, etwas zu thun, was ich nicht thun will. Das thäte ich nicht einmal für Dich."

Statt aller Antwort sah Renate auf die Erregte mit einem Blick so trauervoller Liebe, daß Eva beschämt die Augen niederschlug und heiße Reue fühlte.

„Verzeih, Renate, daß ich vermochte, zu Dir so zu sprechen, der ich so viel verdanke."

„Daß Du so fühlen und denken kannst, ist schlimmer und viel betrübender für mich, als das Aussprechen. Ich vermag Deinen Trotz und Deines Herzens Härte nicht zu verstehen, Eva; so gar nicht mehr nach dem Manne zu fragen, den Du aus reiner Liebe geheirathet, ist Unnatur."

„Fragt er nach mir; kümmert es ihn, daß ich, während er in der Welt umherreist, allein und verlassen bin?"

„Du sagtest mir, Du habest ihm Deine volle Zustimmung zu dieser Reise gegeben."

„Sollte ich ihn zurückhalten, soll eine Frau einen Mann, der von ihr gehen will, bitten zu bleiben? Das wäre doch wahrlich nicht nur gegen allen Stolz, selbst gegen alle Weiblichkeit, und ich muß mich wundern, daß gerade Du so etwas verlangen kannst."

Ohne beleidigt zu sein, erwiderte Renate mit edler Ruhe:

„Eva, was eine Frau einem Manne gegenüber nicht kann, darf wohl das Weib ihrem Gatten gegenüber thun. Vielleicht daß eine Miene des Bedauerns, ein freundliches Wort von Dir ihn zurückgehalten, oder die Bitte, Dich mitzunehmen, voll Freude erfüllt wäre, und dies Euch wieder näher zu einander geführt hätte."

„Solche Bitte werde ich nimmer aussprechen, das wäre eine Erniedrigung. Zwischen uns giebt es es keine Annäherung mehr — ich will sie auch gar nicht."

„Das scheint mir selbst so, nach Deinem ganzen Benehmen zu urtheilen," erwiderte Renate und war nahe daran, ihre Selbstbeherrschung zu verlieren. „In das Haus der Tante willst Du nicht zurück, nicht in Deine Heimath, nicht zu Deinem Manne — sage mir nur, was Du eigentlich willst?"

„Weiß ich es denn selbst?" rief Eva unter her-

vorstürzenden Thränen. „Heimath! Als ob ich je eine besessen! Bei Dir glaubte ich eine gefunden zu haben, an Deinem Herzen schien sie mir zu sein, nun sehe ich, daß ich Dir schon lästig bin, Du bist böse auf mich, Du wirst mich auch verstoßen. Aber warum hast Du mich nicht lieber sterben lassen, warum pflegtest Du mich mit solcher Aufopferung, wenn Du mich nun wieder allein in die Welt hinausschicken willst. O, ich bin maßlos elend — daß ich todt wäre!"

„Sprich nicht so, Eva, es ist sündhaft und unverständig!" sagte Renate streng; milder fügte sie hinzu:

„Ich habe Dir versprochen, bei Dir zu bleiben, so lange Du so einsam bist und meiner bedarfst, und mein Wort ist mir stets heilig. Ja, es ist mir sogar eine Freude, bei Dir zu sein, denn Du bist mir wie ein liebes Kind in's Herz gewachsen, all mein Sorgen und Bangen um Dich, all mein Beten um Dein Leben hat Dich mir so theuer gemacht. Kannst Du aber nicht begreifen, Eva, daß wir einen geliebten Menschen, welcher uns durch Gottes Gnade von Neuem geschenkt ist nach schwerer Krankheit, nicht durch das Leben verlieren möchten. Und wenn ich diesen starren Trotz, diese harte Unversöhnlichkeit an Dir bemerke, fühle ich stets, Du mußt verloren gehen."

Renate hatte die Freundin sanft in ihre Arme genommen und streichelte liebkosend das schöne, blonde Haupt, welches an ihrer Brust ruhte. Mehr noch als ihre Worte, schien ihr liebeinniges Wesen den Sturm in Eva zu besänftigen, sie schaute flehend zu Renate empor und flüsterte bittend:

„Habe doch nur Nachsicht mit mir, ich bin ja noch so jung und schon so unglücklich, habe schon so viel verloren!"

„Verloren!" Wie das Wort brennend in Renatens Seele fiel. Hatte nicht auch sie ihr Theil zu Eva's Verlust beigetragen? Wer weiß, ob Werner, wenn er sie nicht gefunden, wenn die unselige Liebe — o der Jammer, sein höchstes Gut als etwas Unseliges bezeichnen zu müssen! — nicht in ihm erstanden wäre, ob er sich nicht eher seinem jungen Weibe wieder zugewendet, ob er nicht milder ihre Fehler beurtheilt, statt daß er sich nun kalt und schroff von ihr gerissen, und die Beiden, welche zusammengehörten, einsam, getrennte Wege dahinwandelten. Wie oft hatte dieser schreckliche Gedanke schon Renatens Hirn zermartert und ihr armes Herz hatte in wilder Angst dabei geschlagen! Als ob ein Brandmal der Schande auf ihrer Stirn flamme, so erschreckte sie stets von

Neuem das Bewußtsein der Liebe des verheiratheten Mannes.

Und der Kampf, welcher jetzt wieder in ihr tobte, war stärker, als jener, der Eva vorhin erregte, sie durfte ihren Schmerz auslassen, Renate muß schweigen — ewig schweigen.

Sie hält Eva so fest und weich in ihren Armen, innig schmiegt sich diese an sie, und doch, wüßte die junge Frau, was Renate ihrem Manne ist, wie würde sie sich losreißen von dem Herzen, welches ihr jetzt die liebste Ruhestätte.

Still ist's im Zimmer, das Zwielicht des jungen Frühlingstages erfüllt es mit rosigem, dämmernden Schein; nach und nach sendet der Mond einen seiner Silberstrahlen, der leise um die beiden schweigenden Frauengestalten schwebt. Eva hat sich wie ein müdes Kind in den Schlaf geweint, auf der blühenden Wange stehen noch Thränen, um den Mund schwebt schon wieder ein süßes Lächeln. Es müssen liebliche Träume sein, die sie umgaukeln, vielleicht, daß ihr im Traume die Zukunft enthüllt wird.

Auf Renatens dunklem Antlitz liegt ein tiefes Weh, eine grenzenlose Trauer, in ihren Augen brennen sie heiß, die Thränen, die nicht geweint werden

dürfen, die martervollen, trockenen Thränen. Erst als sich wieder das gläubige Hoffen: „Du wirst sie doch noch versöhnen, sie doch noch glücklich machen,“ durch das Chaos ihrer hochfluthenden Gefühle, durchringt, wie ein heller, trostspendender Stern durch eine finstere, wetterschwüle Nacht, erst da wird auch das gramvolle Angesicht erleuchtet durch einen Strahl von Gott gesendeten Friedens. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Renate Burghard?

Da Eva sich durchaus nicht dazu verstehen wollte, hatte Renate es übernommen, der alten Tante über das Vorgefallene Bericht zu erstatten, und zugleich die Bitte hinzugefügt, der Nichte auf einige Zeit wieder den Aufenthalt in ihrem Hause zu gewähren.

Eva hatte zwar bestimmt erklärt, nie wieder in das graue Gespensterhaus zurückzukehren, dennoch wußte sie auf Renatens Frage, wohin sie sich wenden wolle, keine Auskunft. In die Residenz, in die alten Verhältnisse, in denen sie einst der gefeierte Stern gewesen, mochte sie als trauernde Mutter, als verlassene Gattin nicht zurück. Ein Ansiedeln an einem fremden Orte hätte für die beiden Damen, welche durchaus nicht die nöthigen Legitimationspapiere besaßen, manche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten gehabt,

ja, es wäre Renaten ohne den Schutz ihrer alten Diener unpassend vorgekommen. Am liebsten hätte sie Eva in ihr schönes, stilles Asyl, in die ihr selbst noch unbekannte Heimath geführt, es erschien ihr jedoch ein unmögliches Wagniß. Was würde Brigitte sagen, wenn sie hörte, die fremde Hausgenossin sei Frau Eva Thorsten? Würde sie nicht doch einmal ihres Zusammentreffens mit Werner erwähnen, eine Frage nach ihm thun, oder sollte Renate sich so in die Hände ihrer Dienerin geben, um ihr Schweigen über jene ganze Zeit im Stranddorfe aufzuerlegen? Schon der Gedanke solchen Heimlichthuns war für Renatens offene, gerade Natur etwas Peinliches, und die Vorstellung, so gleichsam ihr innerstes Herzensleben der Discretion einer zwar ehrenhaften, erprobten Frau, doch immer einer Dienerin preiszugeben, ja nur einen Menschen etwas davon ahnen zu lassen, trieb ihr das stolze Blut in heißen Strömen in die Wangen. Und schlimmer als Alles, wenn Werner käme, seine junge Frau zu holen, durfte er sie bei Renaten finden? Konnte nicht doch ein Wort, ein Blick Alles verrathen und die Opfer, welche Renate sich auferlegt, vernichten, ja das gehoffte Heil in Unsegen verwandeln? All das Schwere sollte sie vergeblich durch-

litten haben! Denn es war keine leichte Aufgabe, mit dem eigenen heißen Herzen so täglich daran zu arbeiten, daß der Mann, den sie liebte, ihr fremd werde, daß er sie vergesse und bei einer Anderen — war es auch seine Gattin — sein Glück finde. Dies Ziel war Renatens höchstes, einziges Streben, täglich erflehte sie von Gott die Kraft, daß er es sie erreichen lasse; aber wie Vieles mußte dabei im eigenen Herzen überwunden und zertreten werden, um Eva den Weg zu ihrem Glücke zu bahnen.

In ihre Heimath konnte sie die Freundin nicht führen, so blieb nur noch das Haus der Tante als Zufluchtsstätte, als einziger passender Aufenthalt.

„Dahin gehe ich nicht!“ betheuerte Eva stets von Neuem trotzig wie ein unverständiges, aber liebliches Kind. „Weshalb wollen wir nicht gleich nach irgend einem Badeorte reisen?“

„Weil es zu früh ist — sieh dorthin, der Winter ist zurückgekehrt und streut seine weißen, kalten Flocken in den Blüthenschnee der Bäume. Du sagtest einst, Eva, mit mir würdest Du in eine Wüste gehen, Dich vor nichts fürchten, und nun schreckst Du zurück vor dem Aufenthalt in einem comfortablen, wenn auch etwas stillen Hause, das aber durch unser beiderseitiges

Bemühen gar nicht so still und öde sein soll. Ich verspreche Dir, mich vor nichts zu fürchten, sondern als Dein tapferer Ritter bei Dir zu stehen, und wenn auch nicht mit Speer und Lanze, doch mit den Waffen der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen das altehrwürdige Kleeblatt im grauen Hause zu Felde zu ziehen, so daß sie gar nicht zögern werden, uns ein behagliches Daheim zu bereiten. Willst Du mir nicht beistehen, mein Liebling, diese Geistesschlacht zu gewinnen?"

Es lag solche Innigkeit und Frische in Renatens Ton und Worten, daß Eva unwiderstehlich davon ergriffen wurde, und dabei kam als seltener Gast der Gedanke in ihre Seele, daß die Freundin ihr doch große Opfer brächte; es machte sie weich und hingebend, und der Egoismus ihrer Natur trat einmal zurück.

„Schreibe, Renate! Thue, was Du für recht hältst, ich folge Dir. So lange ich nur bei Dir bin, kann ich ja nie wieder so unglücklich und vereinsamt wie früher sein." —

Es mußte ein eigener Talisman Renatens Brief begleitet haben, daß er ein so williges Ohr bei der alten Dame fand; oder war es die Seltenheit des Vorganges, daß ein Brief einmal wieder als Zeichen des in der Welt strömenden Lebens in das stille,

graue Haus sich Eingang verschaffte, daß er wie ein wichtiges Ereigniß aufgenommen wurde? Renate besaß die Kunst des Briefschreibens in einem ungewöhnlich hohen Grade, nicht nur die Vollendung der äußeren Form war ihr zu eigen, auch die schöne Gabe, immer den rechten Ton zu treffen, welcher in dem Herzen des Empfängers wiederklang. Der alte Graf hatte oft scherzend zu ihr gesagt:

„Gut, daß wir immer beisammen sind, so kann ich doch zuweilen Deinen mündlichen Bitten widerstehen, Deinen Briefen wäre ich stets als Opfer gefallen.“

Und wenn Renate einmal etwas recht Großes und Wichtiges, irgend eine bedeutende Verbesserung im Dorfe oder in der Gemeinde durchsetzen wollte, welcher der alte Herr mit dem leisen Widerstreben, das den vorgerückten Jahren bei Neuerungen oft anhaftet, entgegen war, so nahm Renate stets ihre Zuflucht zum Schreiben, und was den Worten nicht gelungen, ihrem Briefe gelang es.

„Nur keine Briefe an mich, Renate!“ rief der Großonkel oft mit komischem Eifer, wenn er sie schreiben sah.

Doch das alte Fräulein von Bergen, Werners Tante, sagte dies nicht; sie schien ein seltenes Wohl-

gefallen an dem Briefe zu finden; schon die etwas große, feste und klare Handschrift war nach ihrem Geschmack, wenngleich es eine durchaus eigenthümliche war, die den Ansprüchen der Kalligraphie keineswegs entsprach; und die Worte, so einfach und edel, so immer das Rechte treffend, wehten sie an wie Grüße aus einer fernen, langentbehrten Welt, die aber einst, wenn auch vor vielen, vielen Jahren, schön und sonnig auch für sie gewesen. Immer von Neuem las sie den Brief, eine Weiche, wie ein leises Frühlingssäuseln, rieselte durch das Herz der alten Dame, das erstarrt schien in der langen Oede und Vereinsamung ihres schmerzenreichen Lebens. Selbst für Eva regte sich ein Gefühl der Milde, an die Stelle des Grolles und der Nichtachtung trat eine Art Entschuldigung. Ihr Benehmen, ihr Entfliehen aus dem Hause, welches die Tante wahnwitzig und unweiblich genannt, war gewiß schon ein Vorbote des hitzigen Fiebers gewesen, welches die junge Frau an den Rand des Grabes gebracht. Und eine Fremde hatte sich dabei der Kranken so hülfreich angenommen, war des armen, einsamen Kindes Schutz geworden — eine Fremde! Ob es nicht wie eine leise Regung der Scham durch die Seele der alten Dame zittert, ob nicht selbst zum

ersten Male ihr des Neffen lange Abwesenheit wie ein Unrecht gegen die junge Gattin erscheint?

Renatens Brief hatte viel neue Ideen und Empfindungen in dem alten Herzen angeregt, aber es lag etwas Erquickliches in dem frischen Gedankenstrom und die wenigen Zeilen der Antwort enthielten ein Willkommen, das in Rücksicht darauf, von wem es ausging, fast voll Wärme den beiden Freundinnen entgegenklang.

Doch wieder nicht ohne Zwischenfall und Hemmniß sollten sie den einstweiligen Hafen der Ruhe erreichen. Auf der Reise dahin wurde Eva von Neuem von einem, wie es der besorgten Renate erschien, ernstlichen Unwohlsein ergriffen, das sie nöthigte, auf einer kleinen Eisenbahnstation anzuhalten und die schnelle Herbeirufung eines Arztes zu wünschen.

„Das trifft sich sehr günstig," sagte der diensteifrige Kellner, „soeben ist einer der besten und beliebtesten Aerzte der Residenz von einer Consultation auf einem nahe gelegenen Landgute zurückgekommen und erwartet hier den nächsten Zug. Wir haben zwar auch einen guten Doctor hier, dennoch möchte ich den Damen rathen —"

„O, bitte, holen Sie schnell den Arzt, den Sie für den besten halten!" sagte Renate dringend, denn

ein Blick auf Eva, die zum Tode matt und doch mit fieberglühenden Wangen auf dem Sopha lag, ließ sie Eile wünschen. Leise wurde die Thür des Zimmers nach kurzer Zeit geöffnet.

„Alle guten Geister, gnädiges Fräulein Sie hier! Tausendmal willkommen!“ so klangen die Worte des Eintretenden, die aus dem höchsten Staunen in einen Ausdruck so warmer Herzensfreude übergingen, daß selbst die leidende Eva einen Moment die matten Augen öffnete und theilnahmsvoll auf die Beiden schaute.

Auch Renate schien erfreut, dennoch hätte Jeder, der etwas Menschenkenntniß besaß, in dieser Freude eine Mischung von Angst und Verlegenheit bemerkt. Doctor Oswald entging dies nicht, und seine Verwunderung steigerte sich, als Renate sagte:

„Nicht wahr, mein Freund, Sie hätten nicht erwartet, Renate Burghard, das liebe Fräulein Renate, die Sie so manchmal geärgert, hier zu finden?“

Welche Gegenwart des Geistes auch noch in diesem peinlichen Moment! Hätte Renate vergessen, das Fräulein dem fremden Namen hinzuzufügen, würde Doctor Oswald sie unfehlbar für verheirathet gehalten und als Frau angeredet haben. Erklärungen, vielleicht neue Ausflüchte wären nöthig geworden, und

Eva, die mit gespanntem Interesse auf dies Zusammentreffen blickte, hätte möglicher Weise Verdacht schöpfen, wenigstens das Ganze befremdend finden können.

„Nein, gewiß hätte ich Fräulein Renate Burghard nicht hier zu sehen erwartet,“ erwiderte der Doctor, und er konnte doch mindestens in diesen Worten etwas von seinem maßlosen, inneren Staunen ausdrücken. „Jetzt aber will ich mich zu unserer Kranken wenden,“ und alsobald saß der Arzt am Sopha.

Seine Augen ruhten nicht nur mit ärztlicher Theilnahme, sondern mit unverkennbarer Bewunderung auf Eva, die er, wie damals Renate, für ein ganz junges Mädchen hielt. Je mehr er hinblickte, desto mehr erschien sie ihm wie ein Kind, aber wie eines der anmuthigsten, die er je gesehen. Mit jener zarten, väterlichen Güte in Ton und Wesen, welche stets so schnell die Herzen der Kranken dem Arzte gewann, sprach er jetzt zu Eva, die auch schon anfing, den wunderbaren Einfluß zu fühlen, den Doctor Oswald überall ausübte.

„O, zu Ihnen könnte ich herzliches Vertrauen fassen, so wie ich noch nie zu einem Arzte gehabt,“ sagte sie mit jener Lieblichkeit, die ihr in so reichem Maße zu Gebote stand.

„Das ist schön von Ihnen, mein liebes Kind, da werde ich Ihnen gewiß auch Hülfe schaffen."

„Kind!" wiederholte sie lächelnd, und etwas von der ihr früher so eigenen Schalkhaftigkeit mischte sich in Ton und Blick, als sie sagte:

„Respect vor mir, Herr Doctor, ich bin schon seit drei Jahren verheirathet, bin Frau Eva Thorsten."

So sehr sich Doctor Oswald in seinem schweren Beruf zu beherrschen gelernt, bei Nennung dieses Namens vermochte er doch nicht ganz seine Fassung zu behalten. Wäre die Situation nicht so kritisch, ja so gefährlich gewesen, Renate hätte lachen müssen über den Gesichtsausdruck und den Ton, mit dem ihr Freund wiederholte: „Frau Eva Thorsten!" So aber war sie sich bewußt, was auf dem Spiele stand, und der Blick, den sie auf Doctor Oswald richtete, redete doch eine so verständliche Sprache, daß er mit einem Male vollkommen begriff, Alles, was sich auf ihr beiderseitiges Begegnen mit Thorsten, ja, auf die ganze Zeit im Stranddorfe beziehe, müsse der Vergessenheit anheimgegeben sein, dürfe hier mit keiner Silbe erwähnt werden. Es lag etwas Bannendes und Beschwörendes in Renatens dunklen Augen, und doch wieder ein Schmerz, der vielleicht nur dem Herzen verständlich

war, in das sie mit solcher Macht drangen. Jetzt hatte der Arzt seine Gegenwart und Ruhe vollkommen wiedererlangt und auf Eva's Frage, weshalb er ihren Namen so verwundert wiederholt habe, entgegnete er:

„Nun, meine Gnädige, ich dächte, es sei des Staunens genug, wenn man Jemand für ein sechszehnjähriges Kind hält, zu hören, dieser Jemand sei schon seit drei Jahren verheirathet.

„Nein, Sie legten solchen Nachdruck auf den Namen Thorsten; wissen Sie etwas von meinem Mann, o, Sie können sich nicht verstellen, bitte, reden Sie, hörten Sie etwas von ihm!"

Aengstlich und gespannt sah Eva in die Augen des Arztes. Eine Lüge über dieses Mannes Lippen? Es wäre die erste gewesen in seinem Leben.

„Natürlich weiß ich etwas von ihm, daß er einer der größten Künstler der Welt ist und mit seinem Geigenspiele große Triumphe errang, wenn nämlich Ihr Herr Gemahl jener berühmte Werner Thorsten ist, den auch ich zu bewundern Gelegenheit hatte."

Renate zitterte nicht mehr, ja sie gab dem Freunde zu, doch etwas vom Diplomaten zu haben, auch Eva schien befriedigt, denn in dem leisen: „Ja, er ist es" sprach sich ein volles Genügen mit der Erklärung aus.

„Nun, dann bin ich ja vollkommen au fait, und mein Examen kann beginnen. Ich muß gestehen, daß ich, ohne neugierig zu sein, selbst bei der ersten Consultation gern etwas von den Lebensverhältnissen meiner Patienten erfahre, später muß der Arzt, wenn er wirklich das erfüllen soll, was ich von ihm verlange, der beste Freund der Familie sein, eigentlich ein Beichtvater für Jeden. Deshalb würde mich Fräulein Renate nie zu ihrem Hausarzte erwählen, nicht wahr, meine Gnädige?"

Ehe die Angeredete etwas erwidern konnte, rief Eva schnell:

„Aber ich würde Sie gleich zu meinem Beichtvater wählen, ich stehe schon jetzt nicht an, Ihnen zu vertrauen, daß ich unglücklich bin, eine arme verlassene Frau; ohne Jene dort," ein leuchtender Blick flog zu Renate, — möchte ich gar nicht leben, wenn sie von mir geht, will ich sterben."

Ein Thränenstrom und die Exaltation, welche sich oft in Eva's Wesen geltend machte, begleitete diese Worte. Das ganze Benehmen schien nicht günstig auf Doctor Oswald zu wirken, sogar den ersten Eindruck, welchen die Holdseligkeit der jungen Frau hervorgerufen, abzuschwächen. Er konnte sich des Ge-

dankens nicht erwehren, dies sei doch ein etwas zu schnelles Vertrauen von einer verheiratheten Frau zu einem ihr Fremden. Renate würde niemals so gehandelt haben, und sie in ihrer stillen, stolzen Zurückhaltung erschien ihm viel weiblicher und achtungswerther. Auch sie war von Eva's Worten und Wesen schmerzlich berührt, auf ihrem Gesichte lag ein Ausdruck peinlicher Beschämung.

Während der Arzt ein Pulver, welches er bei sich führte, für die Kranke zurechtmachte, um den Zustand maßloser Erregtheit zu sänftigen, sagte er in seiner eigenthümlichen Weise:

„Hu! Wie die Jugend mit dem Nichtlebenwollen, mit dem Sterben gleich bei der Hand ist; bei der geringsten Veranlassung mit solchen Worten und Wünschen um sich wirft, als sei solches Menschenleben nicht mehr werth als ein Hauch und auszublasen wie eine Kerze. Und wie oft habe ich es dann erfahren, daß, wenn der Tod diesen Patienten einmal wirklich nahe trat, sie vor der kalten Umarmung feige zurückschauderten, und sich an mich klammerten mit dem Flehen: „Retten, o retten Sie uns, wir wollen noch nicht sterben, wir sind noch zu jung dazu!" Mit einem Male schien das ihnen erst so verhaßte und ge-

schmähte Leben wunderbare Reize zu bieten; wo erst Alles dunkel, war jetzt Licht und Sonne, und die Freuden der Welt winkten lockend."

„Für mich giebt es keine Freude mehr auf Erden," warf Eva bitter ein.

„Traurig, vielleicht aber wahr, denn Sie wären nicht die Erste und Einzige, der solches geschah; nun so giebt es Pflichten zu erfüllen. Wir leben ja wahrlich nicht nur, uns zu amüsiren; ich weiß bestimmt, Gott hat uns in die Welt gesandt, damit wir etwas schaffen, ein tüchtiges Stück Arbeit vollbringen sollen, und wer das Meiste und Beste gefördert, je nach seinen Kräften, der wird ihm einst der Liebste und der Willkommenste sein. Solches Wirken giebt auch Freude, ein schönes Genügen. Was haben Sie denn schon gethan, meine Gnädige?"

Eine trotzige, bittere, vielleicht kindische Antwort schwebte auf Eva's Lippen, aber es lag etwas Eigenthümliches in dem Blicke des Arztes, der fest auf ihr ruhte, etwas, das mit leisem Zittern durch ihr Inneres ging und an die Pforte ihrer Seele klopfte. Plötzlich schwand der Trotz, sie schlug die Augen nieder und sagte beschämt wie ein reuiges Kind:

„Ich habe noch gar nichts gethan."

Doctor Oswald sah sie mild und freundlich an und drückte die kleine, zarte Hand fest und warm, indem er sagte:

„Das war eine schöne Antwort, schon um ihrer Offenheit willen; davon läßt sich Gutes hoffen.“

Dann aber schnell seine Rührung bekämpfend, fuhr er fort: „Nichts gethan, nichts geschafft, und Sie wollen sterben? Kein Gedanke! Der Arzt, der Sie nicht am Leben erhielte, müßte eine harte Strafe bekommen und ihm noch ein Theil der von Ihnen unverrichteten Arbeit auferlegt werden. Ich nehme es nicht auf mich, habe genug allein zu thun, daher will ich lieber versuchen, was an mir ist, Sie gesund zu machen. Nun aber bitte ich genaue und aufrichtige Antworten, gnädige Frau!“

Das sehr gründliche Examen begann. Oft war es Renate, die antwortete, besonders auf Alles, was die letzte Zeit und die große Krankheit betraf. Keine Miene des Arztes verrieth, was er von den Berichten denke, bei Allem, was sich auf seine Kunst bezog, war Doctor Oswald unergründlich, nie konnten die Kranken oder deren Angehörigen dann in seinem sonst so offenen Antlitz lesen, am wenigsten, wenn Gefahr vorhanden. Nachdem seine Fragen ihm ausführlich und

genügend beantwortet waren, schaute er noch lange und aufmerksam in das Antlitz der Leidenden, die jetzt in einen leisen Schlummer gefallen war, er beugte sich nieder, ihrem Athem zu lauschen, er legte sein Ohr an ihr Herz, er that Alles, was nur der gewissenhafteste Arzt zu thun vermochte. Dann erhob er sich und winkte Renate, ihm in das Nebenzimmer zu folgen.

„Eine eigentliche Gefahr sehe ich nicht, dennoch ist bei der sehr zarten Constitution der Leidenden große Vorsicht und Schonung nothwendig. Sollte es Ihnen nicht gelingen, mehr Gleichgewicht in diese aufgeregte, schwankende Natur zu bringen? Die Frau Eva ist ein Kind, das erst erzogen werden muß."

„Das schien auch mir so, deshalb unternahm ich die wahrlich nicht leichte Aufgabe; aber es möchte mir zuweilen doch vorkommen, als sei ich so Großem nicht gewachsen. Eva's Charakter ist zu ungleich, zu wenig zuverlässig, einerseits ist sie exaltirt und überschwänglich, andererseits schroff, engherzig und eigensinnig. Ich vermag selten festen Fuß zu fassen."

„Und wer erwählte Sie zu dem schweren Amt der Erzieherin?"

„Wer?"

„Geschah es auf den Wunsch des Gatten, daß Sie sich so Mühseligem unterzogen?“

Ein flammendes, zorniges Erglühen schlug auf Renatens Gesicht empor, während sie hoch und stolz erwiderte:

„Ich habe Herrn Thorsten seit unserem Weilen im Stranddorfe nicht wiedergesehen, er hat kein Ahnung, daß ich bei seiner Frau bin, sobald er wieder in ihren Lebenskreis tritt, entschwinde ich daraus, will es Gott, ungesehen von ihm, und nichts soll verrathen, daß ich es war, die wenigstens versuchte, den Unsegen in dieser Ehe zum Guten zu kehren und den Beiden noch etwas Glück auf Erden bereiten zu helfen.“

Wortlos nahm Doctor Oswald Renatens Hand in die seine und drückte seine Lippen darauf, endlich sagte er:

„Ich hielt Sie stets für gut — heute sehe ich, daß Sie groß sind.“

Es war Renaten, als sei es zu viel des Lobes, es drückte sie, daß sie es abwehren mußte, auch die tiefe, feierliche Rührung, welche sich ihrer Beider bemächtigt hatte, war ihr peinlich, sie sehnte sich nach der neckenden, launigen Art, welche früher meist zwischen ihr und dem Freunde geherrscht, unter der

sich so viel besser die eigentlichen Gefühle verbergen ließen. Mit dem feinen Tact, den Doctor Oswald überhaupt und Renaten gegenüber im höchsten Maße besaß, verstand er jetzt wieder, was sie wünschte und beeilte sich, den Ton anzuschlagen.

„Sie finden, es sei nichts, was Sie thun, ein Wenig barmherzige Schwester spielen, weiter nichts. Darf ich in vorkommenden Fällen Ihnen meine Kundschaft zuwenden und um gütige Berücksichtigung bitten? Ich brauche zuweilen solche Samariterin, die nicht nur dem Körper, sondern auch der Seele eine Retterin wird. Darf ich um Ihre jetzige Adresse bitten, Fräulein Renate von —"

Der Sprechende hielt erschrocken inne, aber so sehr es ihn verlangte zu wissen, weshalb Renate den Namen gewechselt, nie würde er sich eine Frage erlaubt haben. Diese zarte Scheu drang tief in des stolzen Mädchens Seele, sie fühlte, es sei Zeit, den bewährten Freund klarere Blicke in ihre Vergangenheit thun zu lassen, als es bis jetzt geschehen, und so erzählte sie ihm von ihrer Kindheit, ihren Eltern. Auch ihr Zusammentreffen mit Eva theilte sie ihm mit und wie Alles gekommen, daß er sie als Renate Burghard an dem Platze fand. Schweigend hörte er zu, nicht

ein Wort verrieth, was er in seinem Innern dachte. Der Kellner kam, ihn zu mahnen, der Zug welchen der Herr Doctor benutzen wolle, sei telegraphirt, er werde in Kurzem hier sein. Der Arzt gab den Bescheid, er werde den Nachtzug benutzen.

Nach beinahe zwei langen, mühseligen Jahren war es einmal wieder Sonntag für ihn; er saß Renaten gegenüber, er konnte sie anblicken und ihrer tiefen, klangvollen Stimme lauschen; sollte er eine dieser kostbaren Minuten sich selbst stehlen? Nein, er wollte das Glück, einen so seltenen Gast bei ihm, voll genießen.

„Und welchen Plan haben Sie nun vor sich, Fräulein Renate?"

„Ich will Eva wenn möglich gesund pflegen, will so lange bei ihr bleiben und ihr nützlich zu sein versuchen, bis sie wieder mit ihrem Manne vereinigt ist."

„Der dort in der Wüste herumreist, und in der Zeit das ihm anvertraute Gut, die junge Gattin, allein läßt, — ein schöner pflichttreuer Herr!" dachte der Arzt bei sich, hütete sich jedoch die Worte auszusprechen, um einem armen, geliebten Herzen nicht wehe zu thun.

„Vor Allem müssen wir nun suchen die Kranke gesund zu machen, hier diese Pillen werden ihr gut thun, und sobald das Wetter günstig ist — doch drei Wochen müssen Sie mindestens noch warten — rathe ich die Brunnen- und Badekur in dem lieblichen Erlenwalde zu beginnen. Das Wasser hat dieselbe Wirkung, wie das des berühmten Bades W. und ich denke, Ihnen wird die Stille, die anmuthige Ländlichkeit des abgelegenen Ortes mehr zusagen, als die Pracht und Ueberfülle, welche W. auszeichnet."

„Gewiß, nur nicht in das wogende Treiben der Welt hinein — es müßte denn zu Eva's Gesundheit nothwendig sein, dann wäre mir nichts unmöglich."

„Da ließen Sie Ihr Banner wehen und zögen unter ihm dahin, Muth findend zu dem Schwersten mit Ihrem Wahlspruch."

Wie heute Alles wieder in die feierliche Stimmung hineintrieb, der Renate so gern entgehen wollte.

„Und Ihnen, meine liebe Freundin, würden einige der stärkenden Bäder auch nicht schaden."

„Ich bin vollkommen gesund!" versicherte Renate fast abwehrend.

„Der Blick des Arztes ist nicht so leicht zu täuschen, und um die Augen liegt ein dunkler Schatten,

den ich sonst nicht bemerkt. Doch ich schweige ja schon, nein, meine Gnädige, ich helfe gern und willig, aber aufdrängen will ich mich nicht. Nächstens werde ich dem Arzt in Erlenwalde einen Bericht über Frau Eva schicken und eine Wohnung bestellen. Am liebsten begleitete ich Sie Beide selbst dahin, doch ist mir dies unmöglich."

„Nein, Sie müssen wieder nach dem Stranddorfe," sagte Renate neckend, doch mit einem Anflug von Gekränktsein.

„Um die Renatenkirche mit einzuweihen, gewiß, und wäre es nur für diesen einen Tag. Da muß ich dabei sein. Wissen Sie, daß Fräulein Elise Behrend die Erste sein wird, welche in der Kapelle vor den Altar tritt? So war wenigstens im vorigen Jahre bestimmt. Uebrigens dürfte die Schutzpatronin der Kirche, die eigentliche Gründerin am wenigsten fehlen."

„Wer weiß, wo ich dann weile;" und es lag wieder jenes Abwehren in Ton und Worten, das für ein weniger großmüthiges Herz, als das des treuen Freundes, etwas Verletzendes hätte haben müssen.

Er schwieg — er fühlte, daß Renate nicht wieder

nach dem Stranddorfe zurückkehren wolle, es vielleicht nicht könne. So schieden sie denn zum zweiten Male, nachdem der Arzt noch mit Eva gesprochen und die strengsten Vorschriften ertheilt.

Wird dieser Trennung ein Wiedersehen folgen? Diese Frage tönte mit bangem Zweifel wenigstens durch ein Herz. Es waren schöne Stunden gewesen, die das Begegnen mit Renate Doctor Oswald gebracht, eine helle Sonntagsfreude inmitten seines mühevollen Berufslebens, an der lieben Erinnerung mußte er nun für lange zehren. Als er um Mitternacht heimkehrte, von Keinem erwartet, Keinem begrüßt — denn er hatte seinem alten Diener die Weisung ertheilt, nie länger als bis zehn Uhr seiner zu harren — wie kam ihm seine hübsche, behagliche Wohnung so kahl und öde vor! O, wenn freundliche Augen ihn begrüßt, ein herzliches Willkommen ihm entgegengeklungen wäre, wenn eine liebe Hand ihm eine Tasse warmen Thees gereicht, nach der Fahrt in der kühlen Nachtluft! Weshalb denn mußte er einsam sein, nie den Zauber einer wirklichen Häuslichkei, sein nennen? Der süße Traum, daß es sein könnte umspann ihn so, d[illegible] ihm war, als sähe er ein dunkles Augenpaar, — und solche Augen gab es nur

einmal — aus allen Ecken nach ihm blicken, und eine edle, hohe Gestalt liebreich und echt weiblich im Zimmer walten.

Doctor Oswald fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, als wolle er erwachen, und sagte halblaut:

„Dummes Zeug — ich leide wohl an Visionen, werde gar noch auf meine alten Tage sentimental! Das ist nichts für Dich, Ernst Oswald, Dir ist ein solches Himmelsglück nicht beschieden; Du geh nur still und fest Deinen einsamen Weg. Und ich wollte es noch auf mich nehmen, wenn sie nur glücklich wäre, dann könnte doch diese Freude mich für meinen Verlust etwas trösten. Es ist etwas Schönes und Großes seine Pflicht zu thun, doch nur immer Pflicht und nie Liebe und Glück als Leitstern im Leben zu haben, das ist eine schwere Aufgabe. Du wirst sie lösen, meine edle Renate und Gott gebe Dir Kraft dazu!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Renate übt ihren Zauber aus.

Das stille, graue Haus hatte sich den beiden Freundinnen geöffnet, und Renate fand es ein ganz behagliches, trauliches Daheim. Dessenungeachtet mußte sie wieder voll Betrübniß einsehen, wie wenig Werner doch eigentlich daran gedacht, auf die rechte Weise für seine junge Frau zu sorgen, da er ihr diesen Aufenthalt wählte, und überdies in einer Zeit, als Eva schon matt und gebrochen nach all den schweren Schicksalsschlägen in dieser Oede und Einsamkeit ganz erstarren mußte. Diese unruhige, glühende und unfertige Natur, welche stets von Anderen empfangen mußte, in diese freudlose Abgeschiedenheit zu bringen, war ein großer Mißgriff, der leicht hätte schlimme Folgen haben können. Jetzt freilich sah es anders in dem stillen Hause aus, als damals.

„Du bist eine Zaubrerin, Renate," sagte Eva oft. „Wie beginnst Du es nur, daß sich Dir Alle hier willig und freundlich zeigen? Die alte Barbara, die mich immer nur mit Blicken angesehen, vor denen das Bischen Blut, das damals noch in mir war, erstarrte, sie lächelt Dir zu, ja sie lächelt positiv, und trägt Dir zu Ehren eine Mütze mit rothen Bändern. Der eisgraue Pankratius, der mir gegenüber seinen Namen mit Recht geführt, er fliegt — wenn auch etwas langsam — Deine Wünsche zu erfüllen, womöglich schon zu errathen; er pflückt Blumen aus dem Garten für Dich, ich glaube, er ist verliebt in Dich. Und nun gar die Tante! Diese personificirte Verknöcherung eines weiblichen Wesens, durch Dich ist ihr wieder Leben eingehaucht, aus den alten, matten Augen bricht zuweilen ein Strahl der Liebe, die versteinerten Züge sind von einem Ausdruck der Güte, durchwärmt, der sie fast angenehm macht — natürlich wenn sie Dich ansieht. Das ganze Haus ist umgewandelt, selbst die vielen Uhren ticken, tacken und schlagen melodischer als damals — und das Alles hast Du bewirkt."

„Ist nicht noch irgend ein andres Wunder durch mich geschehen, damit ich als heilige Renate näch-

stens canonisirt werden kann," fragte Renate herzlich lachend.

Dennoch lag Wahrheit in dem, was Eva gesagt. Das Haus und seine Bewohner waren umgewandelt, und wenn auch nicht durch Zauberkünste, doch durch Renatens Einfluß. Sie war mit dem festen Willen hergekommen, so liebenswürdig wie möglich zu sein, um Eva dadurch eine behaglichere Existenz zu schaffen. Vom ersten Gruße an war Renate mit ihrem Herzen zu den Bewohnern des Hauses getreten, die ihr nicht wie Eva einen abstoßenden, sondern einen anziehenden Eindruck machten. Mit alten Leuten auf die rechte Weise umzugehen, ist eine Kunst, zu der zwar ein Talent angeboren sein kann, die sich aber nur durch ein fleißiges Studium und Praxis gut ausbildet. Renate war viel mit älteren Personen zusammengewesen, sie besaß die Art, auf ihre kleinen Eigenthümlichkeiten einzugehen und sich ihnen angenehm zu machen. Auch hier traf sie bald den rechten Ton, der in den Herzen einen Widerhall erweckte. Für sie lag nichts Lächerliches in den drei altehrwürdigen Gestalten, welche einst zusammen jung gewesen und nun mit einander steinalt geworden waren, welche die Moden und Trachten der Jugendzeit mit hinübergenommen hatten

in das Greisenalter, und obgleich sie anders aussahen als die Menschen rings umher, bei aller Seltsamkeit doch etwas Würdiges hatten. In diesem treuen Zusammenhalten der Diener mit ihrer Herrin, die schon seit fünfzig Jahren in dieser Zurückgezogenheit, in gänzlicher Abgeschiedenheit von Welt und Menschen lebte, lag für Renate etwas Tiefergreifendes. Zuweilen wollte es sie bedünken, als wenn einst vor langen grauen Jahren zwischen dem Dienerpaare auch etwas von dem goldenen Traum geschwebt, der die Jugend gerade so sonnig, so glückahnend macht. Es klang ab und zu ein Wort, mehr noch ein Ton zwischen ihnen, ein Blick, vielleicht ihnen selbst kaum bewußt, flog aus den alten Augen zu einander, daß Renate, welche ein seltenes, richtiges Verständniß für dergleichen hatte, zu sehen vermeinte, zwischen den Beiden habe in der Rosenzeit des Lebens auch manche Blüthe der Hoffnung und Liebe geblüht. Welches schwere Geschick hemmend zwischen sie getreten, welcher Nachtfrost sich ertödtend auf die jungen Knospen legte, daß sie nie zur vollen, ihr Leben schmückenden Blume wurden, darüber konnte Renate freilich nur Muthmaßungen anstellen, denn in das Herzensgeheimniß dieser drei Personen war wohl noch Niemand gedrun-

gen. Ob dies Dienerpaar neben der unvermählten Gebieterin auch unverbunden durch's Leben zu gehen gezwungen wurde, indem nur in diesem Fall ihnen gestattet ward, in ihrer Nähe zu bleiben, ob Beide freiwillig dem Glücke der Ehe entsagten, um der in treuer Dienstbarkeit nahe zu sein, der sie schon in ihrem Elternhause gedient? Das Alles konnte Renaten nie zur Gewißheit werden, doch ging ein Ahnen durch ihre Seele, als habe die Hand des Schicksals schwer auf diesen drei Menschen gelegen, als habe es einst für sie Conflicte gegeben, die nur mit heißen Schmerzen gelöst wurden, wenn auch jetzt kaum noch ein Ton aus jener Zeit herüberklang und stiller Friede in den Herzen wohnte.

Um die Tante — das alte hochehrwürdige Fräulein — lag es nun ganz entschieden wie die Tragik eines ungewöhnlichen Schicksales. Dies Leben schien in der Blüthe geknickt zu sein. Renate hatte durch Eva ein unverbürgtes Gerücht gehört, daß sie bald nach ihrem zwanzigsten Jahre, nach einem kurzen glänzenden Auftreten in der Welt nach einer aufgelösten Verlobung sich in das stille, graue Haus zurückgezogen, welches sie in den fünfzig Jahren nie wieder verlassen. Für Renate war die Greisin sehr

anziehend. Wenn durch die ernsten, ehernen Züge ein mildes Wehen ging, wenn in den tiefen, dunklen Augen ein freundlicher Strahl aufleuchtete, dann war es Renaten, als müßte sie niederknieen und ihre Arme um die alte, gebrochene Gestalt schlingen, sie an ihre Brust ziehen und sagen: „O laß mich Dich lieben, laß Dich noch einmal mit der innigen Liebe eines Menschenherzens umfassen, Du Arme, Leidtragende, die Du einsam gewesen bist, seit mehr als einem Menschenalter!“ Und wenn Renate auch so nicht sprechen konnte, so umgab sie die Greisin doch mit kindlicher Aufmerksamkeit und liebender Hochachtung, die auf ein altes Herz so wohlthuend wirken.

Was ihr Brief schon angebahnt, vollendete Renatens Gegenwart; das Herz der alten Dame erwachte noch einmal zum Leben, zum letzten Erglühen vor dem Erlöschen. Die schöne, liebreizende Nichte hatte kein wärmeres Gefühl in ihr zu erwecken vermocht, doch die äußerlich viel weniger anziehende Fremde that es ihr an. Und wenn auch Renatens Benehmen dazu beitrug, so lag doch schon etwas Sympathisches für die alte Dame in ihrem ganzen Wesen.

„Gott segne die Stunde, da Eva Sie fand!“ sagte die Greisin oft, indem sie Renatens Hand in ihre

kleinen, welken Hände nahm; und innerlich dachte sie wohl dabei: „O, daß Werner diese gewählt! aber die Männer sind blind, oder vielmehr die Augen werden ihnen geblendet durch ein Wenig Jugendschmelz und Rosenhauch."

In einem der oberen Zimmer hatte Renate ein altes Clavier entdeckt, das einst gewiß ein Meisterwerk gewesen war, was sich am besten dadurch bekundete, daß nach fast einem Menschenleben, durch welches es unbenutzt gestanden, noch die Stimmung ziemlich klar und richtig war. Eva lachte zwar herzlich über den „alten Kasten," dessen Gleichen sie nie gesehen, doch Renate wußte den Saiten ganz harmonische Töne zu entlocken, und als Begleitung zu ihren Liedern war es vollkommen ausreichend.

Welches Staunen die Nachbarschaft ergriff, als eines Abends im Zwielicht aus dem stillen, grauen Hause Musik erklang, und die Töne einer tiefen, vollen Frauenstimme hörbar wurden, wäre in Worten kaum zu schildern. Und welche Erinnerungen rief der Gesang in den Bewohnern zurück, die seit fünfzig Jahren solche Klänge nicht gehört! Voll Beben und stillem Entzücken, wie sie es ihrem Herzen nicht mehr zugetraut, lauschte das alte Fräulein. Das greise

Dienerpaar — Philemon und Baucis jetzt von Eva genannt — schlich herbei, und es war den drei alten Herzen, als wölbe sich aus den Tönen eine Brücke, die sie wieder zurücktrage in die goldene Jugendzeit.

„Lang, lang ist's her“ —

Aus mehr als einem Augenpaar rann eine stille Thräne, als dies einfache irische Volkslied über Renatens Lippen dahinschwebte. —

So vergingen die wenigen Wochen, die sie in dem stillen Hause leben wollten; das Wetter ward wärmer und beständiger, und gemahnte mehr und mehr an die nöthige Badereise. Philemon meinte zwar, die Damen sollten nur nicht gehen, im Garten sei die Luft so schön und frisch wie irgendwo, und an jedem Morgen wolle er aus dem Quell im Walde Wasser holen, so kalt und silberhell, wenn das Frau Eva tränke, würde sie auch kräftig und gesund werden; und der alte Diener sprach aus, was die beiden anderen Bewohner im Hause wünschten, die ordentlich bangten vor der Stille und Oede, die nun folgen mußte, wenn sie wieder allein waren, wenn kein Gesang, kein liebes Wort von Renate darin ertönte. Eva hätte gehen können, nur Renate mochten sie halten. Es rührte diese tief, als ihr Jeder klar oder verhüllt dies

Wünschen aussprach. Was hatte sie ihnen denn Gutes gethan? Nichts, als daß sie ihnen mit ihrem Herzen entgegengekommen war.

Die Koffer waren gepackt, Eva saß noch einmal auf ihrem Observatorium und zeigte Renate all die Plätze und Orte, auf welche sie damals bei jenem Gewitter geschaut, als mit dem warmen Frühlingsregen auch die Eiseshülle von ihrem Herzen sprang, und sie zum ersten Male wieder ein freudiges, frisches Empfinden darin verspürte, als sie zum Leben erwacht, nun gleich in die Welt hinausstürmte. —

Dann kam der Abschied. Es war eine weihevolle Stunde für Renate, als die alte Dame ihr sagte, wie ihr Kommen ihr noch einmal einen Gruß aus der Welt gebracht; wie sie sie segnete mit den zitternden Händen, den bebenden Lippen für das, was sie ihr Gutes gethan, und ein reiches, schönes Glück auf sie herabflehte.

„Bleibe nicht einsam, mein Kind, es ist ein langes Sterben, diese Einsamkeit!"

Das waren ihre letzen, Renaten zugeflüsterten Worte. —

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.